









Vermischte kleine Schriften.

Von

Leopold Alois Hoffmann,

Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der königl. Universität zu Pest.



Erster Theil.

Leipzig und Pest,

bei J. M. Weingand und J. G. Köpf.

1785.

Die Ausgabe dieser Sammlung vermischter Schriften ist bereits seit einiger Zeit von Wien aus angekündigt worden. Die hauptsächlichste Ursache der geschehenen Verzögerung war die Bestimmung, welche der Verfasser an der Universität zu Pest gefunden hat. Diese Bestimmung bewog ihn, seine Schrif-

ten grade nur hier in Druk zu geben, um so mehr, da er glauben darf, daß die zu Wien immer häufig beschäftigten Pressen dieser Arbeit wohl entbehren können.

Hiebei ist's aber auch sein Wunsch, unterdessen etwas zu liefern, dessen sich die Hauptstadt Ungarns nicht schämen dürfte. Unter den deutschen Produkten, welche bisher hier erschienen sind, werden diese vermischten Schriften ohne Zweifel nicht die unbeträchtlichsten sein.

Ue=

Ueber den innern Werth derselben geziemt es mir nicht, vorläufig zu sprechen. Die meisten derselben waren bereits gedrukt; sie erscheinen hier theils verbessert, theils vermehrt. Ich wollte diese zerstreuten Kleinigkeiten sammeln, weil theils so viele andre die ihrigen gesammelt haben, theils, weil ich mich unmöglich überreden kann, daß die von mir während der ertheilten Preßfreiheit erschienenen Schriften lauter Makulatur sein sollten. Die sonderbaren Urtheile, welche verschiedene Auslän-

der über die Wiener oder öster-
reichischen sogenannten Brochü-
ren überhaupt zu fällen sich be-
rechtigt geglaubt haben, wollte
ich nie auf mich anwenden; nicht
eben aus Eigendünkel, nicht von
dem stolzen Selbstbewußtsein
aufgebläht, als hätte ich Mei-
sterwerke geliefert. Aber das
habe ich geglaubt, daß man eben
nicht nöthig hat, grade in Ber-
lin oder Leipzig zu wohnen, um
etwas zu schreiben, das sich lesen
läßt. Man hat über Wien,
und zwar mit einer auffallenden
Prädilektion grade nur über

Wien

Wien so beleidigend geschimpft, als wär Wien seit einigen Jahren das Vaterland der Kannibalen geworden. Viele in Wien haben sich daran geärgert; die Klügeren lächelten darüber, und ließen es gut sein — es sei mir erlaubt, der Parthei der Lezteren beizutreten.

Es wär eine sehr undankbare Arbeit, mit gewissen Rezensenten, von welchen hier die Rede zu sein scheint, über jene Urtheile Worte zu wechseln. Man gewinnt nie dabei, wenn man es unternimmt, Leute ei-

 nes

nes Besseren zu belehren, die nicht belehrt sein wollen. Die Epidemie, welche manche deutsche Rezensententribunale zu plagen scheint, verschwindet ohnehin bald, wenn nur erst ein wenig bessere Luft über sie wehen wird.

Ich habe, wie man sieht, in allem diesem Niemand persönlich genannt; ein Beweis, wie wenig es meine Absicht sei, Jemand beleidigen oder zum Kampf auffordern zu wollen. Auch muß ich gestehen, daß ich alles Haders so müde und überdrüssig

drüssig bin, um zehn Angriffe nicht anders als mit Stillschweigen zu beantworten. Deswegen wird man auch in der gegenwärtigen Sammlung keine Athletengänge finden, obschon ich deren einige zur Zeit nothgedrungen mitmachen mußte, und zu mehreren aufgereizt worden bin. Ein kluger Mann muß seine Ruhe noch um etwas mehr schätzen, als daß er jedem Klopffechter gleiches mit gleichem vergelten sollte.

Dies ist beiläufig alles, was ich in dieser Vorrede zu sagen

habe. Sollte noch etwas nö=
thig werden, so mag dieses auf
die Vorrede zum zweiten Theil
verschoben bleiben.

Pest, im März,
1785.



In=

Inhalt
des ersten Theils.

Seite.

Nach=

Seite.



Ue-

Ueber die Juden und deren Duldung.

Homo ſum, nihil humani a me alie-
num puto.

TERENTIUS.

Diese Schrift wurde zu Prag im Jahre 1781. gedrukt. Die papiernen Mishandlungen, welche der Verfasser darüm, daß er Menschlichkeit gepredigt hatte, von einigen Pasquillanten erfahren mußte, verdienen keine Erwähnung. Trost genug, daß seit einigen Jahren manche seiner Ideen realisirt worden sind!

In den finstern Zeiten, da die Menschheit von Intoleranz verdrängt, ein unbekannter Name, oder das Opfer religiöser und politischer Wuth war, hätt' es immer eine Thorheit oder ein Aergerniß scheinen müssen, seine Stimme zu erheben, um einer vor allen andern äuserst gedrükten und verfolgten Menschenklasse ein mitleidiges und wahrhaft christliches Wort zu reden. Doch in diesen Tagen, da eine wohlthätige Philosophie das Christenthum bei dem besseren Theile der Menschen wirksamer gemacht hat, da eine abergläubische Schwärmerei mit all' den unseligen Folgen des Fanatismus aus den mei-

ſten Köpfen und Herzen gebannt worden, da mehr Menſchheit und reines Menſchengefühl unter Menſchenbrüdern zu herrſchen beginnt, in dieſen geſegneten Tagen darf der antheilnehmende Menſchenfreund mit dem Muthe und der allumfaſſenden Liebe eines Weltbürgers ſeine Stimme erheben, und für die vielleicht zu ſehr verkannte Sache der Menſchheit, der Menſchenbrüderſchaft reden.

Allein keine Lobrede! Nur durch den trüben Nebel des Vorurtheils zu dringen, der ſo viele Köpfe noch zu umdämmern ſcheint, iſt meine Abſicht; und dann, um das etwa zu findende Gute denen darzuſtellen, die bisher entweder nicht denken, nicht ſehen wollten, oder durch ihre Binde hindurch nicht ſehen konnten. Billigkeit und Menſchlichkeit ſind die Haupttriebfedern dieſer Arbeit. Wer andre Abſichten für mich weiß, möge ſie wiſſen. Gott

gebe,

gebe, daß er kein Verläumder, mit seinem voreilenden Ausdeuten kein — Unchrist sei.

Die Ausholung wäre für Leser aus diesem Zeitalter zu weit, wenn ich von Moses und den Propheten an, die ganze Reihe der Begebenheiten des alten Gesetzes herauf, das Judenthum mit all' seinen herrlichen und einzigen Vorzügen betrachten wollte. Genug, daß es das Volk war, das Gott vor allen liebte, das Volk Gottes, dem er so ganz gegenwärtig Vater und Regent war, das Volk, aus dessen Saamen alle die herrlichen Altväter hervorgiengen, alle die Männer, vor denen der fühlende Menschensinn ehrfurchtsvoll zurükstaunt, die edle Einfalt an ihnen, und all' ihr gottgefälliges seliges Wandeln mit einem heiligen Entzükken bewundert!

Bei Erwägung der Vorzüge, die diesem Volke so auszeichnend wieder-

führen, bei näherer Prüfung dessen, was der innere Sinn der Geschichte dem aufmerksamen und partheilosen Denker verrathen muß, so ist es doch gewiß die natürlichste Folge, daß wir, mit dem geringsten Grade von Billigkeit, den spätern Enkeln dieses Volkes, wenn nicht Achtung, doch auch wenigstens keine offenbare und auffallende Verachtung bezeugen, oder gar Haß und Verfolgung gegen sie ausüben sollen. — Wir sind Christen. Wohl uns, daß wir es sind. Aber, wenn wir es sind, so müsse auch nie die Lebhaftigkeit der Pflichten aus unserem Sinne kommen, durch deren Befolgung wir erst Christen werden; und welchen Christen soll ich wohl sagen, daß die erste und wichtigste aller unserer Pflichten ist — die Liebe? Wir haben das Evangelium, wir haben das ganze neue Testament. Aber wo steht ein Wort, daß wir, wir

die

die Richter und Rächer am Judenthum sein sollen? Bruderliebe, Friedfertigkeit, Verträglichkeit, diese werden uns auf allen Seiten geprediget; und selbst Beispiele in Menge finden wir, wie Christus gegen die, welche man dazumal als Ungläubige ansah, liebevoll verfuhr, wie nebst andern die Geschichte mit dem Samaritan bezeugt. Also woher dieses Recht? —

Wenn Gott der Verfolgungen wegen, die die Juden an seinem geliebten Sohne ausübten, so nachdrüklich strafte, daß das sämtliche Volk durch diese Ahndung getroffen war; so that dieses Gott, er, der Herr der Welt, dessen Gerichte uns heilig sein müssen. Allein nirgends finden wir den göttlichen Befehl oder die Gewährung, daß auch wir noch als Sachwalter, oder vielmehr als unmittelbar bestimmte Strafwerkzeuge die göttlichen Ge-

richte aus unserm freien Willen über dieses ohnehin unglükliche Volk ausbreiten sollten. Mit einem Worte: wer nur irgend einmal lebhaft empfand, was ihm die Stimme der Natur zuruft: **Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu deinem Nächsten auch nicht** — wer als Christ nur den schwächsten Funken von Christenliebe hat, welche ihm gebeut: **Liebe deinen Nächsten wie dich selbst**; wer so viel denken kann, daß alles, was lebt, durch Gott lebt, daß alle Geschöpfe, vom Staub und Wurm an bis zur Sonne und den Seraph, Geschöpfe Gottes sind: wer auch darauf nicht vergessen will, daß man ja selbst gegen manche Thiere eine besondere Neigung empfindet, und wenigstens auch keinem Thiere ein muthwilliges Leid anthun soll: wer das alles weiß, und sich doch noch müßte sagen lassen: Sei verträglich gegen die Juden,

den, als Menschenbruder — wer müßte der sein! Oder viel schlimmer: müßte der nicht ein Felsen oder ein Ungeheuer sein, der all' das nicht denken und empfinden könnte oder wollte, und nur seine ganze ungestörte Freude daran hätte, dem Judenthume mit Haß und Verachtung zu begegnen? —

Das natürliche Gefühl empört sich bei einem solchen abscheulichen Gedanken, und ohne Rüksicht auf unsre wirkliche Zeiten, auf die noch zum Theil herrschende Denkungsart *), müßte man gradezu ein Menschenfeind sein, wenn man sich überreden könnte, daß man wirklich entweder jene

*) Der Verfasser kann es bei dieser Stelle am schiklichsten sagen, daß diese Schrift im eigentlichen Sinne eine Volksschrift ist, und dazu bestimmt war, das in Prag so häufige judenhassende Christenvolk eines Bessern zu belehren.

angeführte Beweggründe zu einer brüderlichen Duldung gar nicht erwäge, oder doch darauf nicht achte, und sichs wohl gar zu einer verdienstlichen Handlung anrechne, schnurstraks dawider zu handeln. Allein man denke und träume so menschenfreundlich als man immer wolle, so ist nur leider die tägliche Erfahrung zu sehr vorhanden, daß der Christ sich eine Ehre oder eine Pflicht daraus macht, der Feind des Juden zu sein, nicht etwa immer gewisser Privatvortheile wegen o. d. gl. nein, sondern **weil er** ein Jude ist.

Menschen! Christen! ist solch ein Verfahren billig, gerecht? ist es dem Christenthume gemäß? und muß nicht der Gott, der eben so des Juden als des Christen Gott ist, den Unsinnigen verabscheuen, der mit einer tollkühnen Wuth von Fanatismus sich zum Schiedsrichter in einer Sache aufwirft,

wirft, dazu er eben so wenig berufen ist — als seinen Bruder zu ermorden.

Mit traurigen Blikken sieht der duldsame und friedfertige Christ zurük auf die blutigen Auftritte, die öfters in dieser unsrer Vaterstadt solch eine rasende Wildheit verursachte. Wenn hunderten ihr Bisgen kümmerliches, in dem wahren und bittern Schweiße ihres Angesichts erworbenes Gut durch den Uebermuth einer ausschweifenden Jugend *) verheert wurde, so gab es immer auch Gefühllose genug, die sich herzlich daran ergözten, wenn sie sahen, daß der arme Israelit recht tief in sein Elend gesunken sei. Haben wir doch auch erst vor wenigen Jah-

*) Die mancherlei Insultirungen, mit denen die Studenten zu Prag seit 40 Jahren den dortigen Juden begegneten, sind bekannt.

Jahren *) solche Auftritte erlebt; und es schaudert einem die Haut, wenn man endlich den Jubel mitanhören muß, den manche über eine solche Wildheit bezeugen, und den Wunsch vieler, daß ja am liebsten täglich dergleichen Auftritte geschehen möchten. Doch Gott Lob! Es ist kaum mehr zu befürchten, daß ähnliche Ausschweifungen noch in der Folge sollten begangen werden, da es endlich durch heilsame Befehle genugsam eingeschärft worden, ein Volk nicht mit Gewalt zu befehden, das seinen Aufenthalt in den christlichen Staaten wohl unstreitig theurer bezahlen muß, als der christliche Bürger. Heil und Segen den guten Regenten, die sich dieses verlaßnen Volkes

*) Und zwar erst im Jahre 1780, wodurch auch diese Schrift veranlaßt wurde.

kes erbarmen, es beschützen, und trotz dem intoleranten Geschrei des stürmenden Pöbels sich des Gefühls nicht erwehren können: daß es unrecht und eine wahre Wildheit der Denkungsart sein würde, dem Volk, welches der Gott des Himmels auf seiner Erde duldet, und von Geschlecht zu Geschlecht sich vermehren läßt, diesem Volk, sag' ich, keinen sichern Wohnplatz zu gestatten, und es von dieser Erde zu verbannen, auf welcher wir doch alle nur — bloße Fremdlinge sind. Heil Ihr der sanften, duldsamen **Theresia**, die es empfinden wollte, daß ein Regent der Vater und Beschützer aller jener sein soll, die ihm Gott in seine Staaten gesezt hat, und welche nebst Treue und Gehorsam auch Ruhe und Friedfertigkeit beobachten! Das thaten die Israeliten Ihrer Staaten. Durch Treue und Ruhe belohnten sie Ihre

Gna=

Gnade, und auch an Ihrem Grabe waren sie unter den ersten, welche den Tod einer liebevollen Beschützerinn mit Thränen empfanden. Heil auch Ihm dem guten **Joseph**, Ihm, dessen Gesinnungen den wahren Menschenfreund, den wahren Weltbürger verrathen! Er neigte Sein Ohr weg von dem unfreundlichen Rathe derer, die das Verderben der Judenschaft verlangten. Er bestieg den Thron unter dem Segen des Himmels, unter dem Segen Seiner Länder; und auch gesegnet zu werden von dem Volke Israels, war Seinem Herzen nicht gleichgültig. Er wird sie dulden, als Mensch, als Regent.

Was bisher gesagt worden, betrift im allgemeinen vielmehr das Religionssistem der Juden. Ich komme izt dahin, um davon zu reden, inwiefern die Juden im politischen Betracht eine Menge Feinde haben. Ich will,

will deren Beschwerden, Einwürfe und Projekte zum Verderben der Judenschaft näher betrachten, und die paar folgenden Blätter hinab, so vel die Sache fordern wird, darauf antworten.

Zuerst die Beschwerden: **Die Juden sind die Pest des Landes, indem sie den beträchtlichsten Handel an sich ziehen, und die besten Fabriken besitzen, wodurch der christliche Kaufmann unumgänglich seinem Ruin nahe kommen muß.**

Wenn der Handel, wie jedes andere Geschäft durch Fleiß und Klugheit in Flor und Aufnahme gebracht werden kann und muß, und wenn jemand oder mehrere mit vereinigten Kräften im Handel ein besonders Glük machen; so ist wohl kaum etwas anders zu glauben, als daß eben diese durch einen ausnehmenden Fleiß und Geschiklichkeit dieses ihr

Glük

Glük im Handel machen. So lange eine Nation träge oder weniger gebildet war, so lange blieben bei derselben Künste, Wissenschaften und alle Gewerbe auf dem niedrigsten Grade stehen. So bald aber eine Nation mühsam und fleißig wurde, so bald sie endlich durch Mühe sich Geschiklichkeiten und Einsichten in Geschäfte erwarb, und inwiefern sie in allen Folgen diese erworbenen Einsichten mit einem unermüdeten Fleiße verband, eben so bald wurde sie reich, blühend, mächtig, und stand derjenigen weit voran, die noch im Schlummer der Unthätigkeit lag. Warum sind die Holländer und Engländer diejenigen, denen ganz Europa zinsbar ist, als weil diese vor allen die Herren der Meere wurden, und alle Kräfte aufboten, diese Herrschaft zu behaupten? — Wie nun, wenn dieser vielleicht auch der Fall bei den

Juden wäre? Wenn es vielleicht nur zu wahr und augenscheinlich wäre, daß der Jude keine Mühe spart, daß er alle Strapazen, alle mögliche Gefahren und Zufälle erduldet, um seinen Handel mit Erfolg zu treiben; indeß der vielleicht mehr bequeme Christ, weniger thätig, sich damit begnügt, das ganze Judenthum mit neidischen Augen anzusehen, und es zu verwünschen, daß es seinen Unternehmungen so beträchtlichen Abbruch thue? Sind nicht die Rechte, die Wege, die Gelegenheiten, die ganzen Umstände auf beiden Seiten gleich; oder vielmehr wohl auf Seiten der Juden noch geringer? Wer giebt dem Juden irgend einige Privilegien oder Monopolien? treibt beide euer Geschäft, spricht der Regent zu euch, leistet diese und diese Abgaben, beobachtet die gegebenen Gesetze, und dann seht zu, wie mehr oder weniger

ihr euer Glük macht! Wer hat nun die Schuld, wenn dem Juden das Glük günstiger ist, als dem Christen, und der beträchtlichste Handel das Eigenthum jenes geworden ist? —

Der Fleiß allein machts nicht aus. Nähme der Jude nicht seine meiste Zuflucht zum Betrug, zu Bestechungen, zur List, so würd' er eben so weit als der Christ zurük bleiben, der sich so niederträchtiger Mittel nicht bedienen will.

Versteht man unter diesem Betrug und diesen Bestechungen die Mittel, welche man etwa zu brauchen pflegt, um die ausländischen Waaren ohne allem oder mit leichterem Impost ins Land zu bringen; so seh' ich an dem ganzen Betruge den kleinsten Theil auf der Seite der Juden, inwiefern sich nämlich der Christ hierinfalls ganz rein waschen wollte, da doch, was den Willen betrift, Jude und Christ ein=

einander nicht weit nachstehen werden. Fehlt es etwa an Beispielen, daß Christen sich solcher Streiche schuldig gemacht hätten? — Der Wille also ist auf beiden Seiten anzutreffen, und auf jeden Fall sträflich, bei den Christen, wie bei den Juden. Was aber die Ausführung dieses Willens betrift, so ist wohl sattsam dafür gesorgt, daß ein solcher Betrüger kaum oder gar nicht mit seiner Waare dürfte ungehindert über die Gränze passiren können. Die sehr seltnen Fälle abgerechnet, wo dieses geschehen sein mag, so müßten meistentheils diejenigen dabei interessiret sein, die im Namen des Regenten die abzuführenden Gränzabgaben einnehmen; und es läßt sich nicht begreifen, wie irgend einer, zumal mit beträchtlichen Ladungen, zollfrei ins Land kommen könne, wenn nicht die Herren am Zolle die Augen muthwillig zumach-

 ten,

ten. Es ist nicht meine Absicht, zum Nachtheile dieser gehässige Beschuldigungen zu verbreiten. Allein so viel darf ich behaupten: Wenn ein Jude oder auch ein Christ ungehindert, oder irgend auf eine leichtere Art, als es die normalmäßige fordert, mit seiner ausländischen Waare über die Gränze darf, so muß entweder die Gränze schlecht bewacht sein; und in diesem Falle liegt die Schuld auf den ziemlich häufigen Gränzwächtern (Cordonisten); oder Silber und Gold that seine anderweitige Wirkung. Allein in beiden Fällen ist ohnstreitig die mehrere Schuld auf Seiten derjenigen, die dem Betruge Vorschub thun, als die ihn auf Gerathewohl ihres Glüks begehen — und wie das alte Sprüchwort sagt: Wär kein Hehler, wär kein Stehler. Indessen soll man mir aber ja nicht die unerhörte Meinung andichten, als wollt' ich den

Ju-

Juden so wohl als den Christen, die ihr Geschäft daraus machen, den Regenten und das Land zu betrügen, und auf deren Kosten sich bereichern, den geringsten Schein von Rechtmäßigkeit ihres Unwesens verschaffen. Es sind immer elende, pflichtvergeßne Menschen, die ihren unbegränzten Eigennutz zu solchen unerlaubten Mitteln greifen lassen. Sie verdienen mit allem Recht die Züchtigung, die ihnen durch die diesfalsigen Gesetze zuerkannt sind. Aber nur so viel kann ich nicht umhin zu behaupten: Daß der Christ die allergeringste Ursache habe, den Juden darum zu einem verdammungswerthen Betrüger zu erklären, weil es diesem, was weiß ich, durch welche Mittel immer, öfter gelingt, mit leichten Füßen über die Gränze zu kommen, als jenem. Ich sag' es noch einmal: Der Jude verdient seine Strafe, und er wird

sie sicher erhalten, fährt er zum unrechten Loche herein. Aber der Christ, der nur aus Neid knirscht, und der, wenn er alle die Verschlagenheit des Juden hätte, eben so gern ein gleiches thun würde, dieser Christ soll sich enthalten, den Juden zum erklärten Betrüger zu verdammen.

Meint man denn zweitens mit jenem Betruge so viel: Daß die Juden entweder verfälschte Waaren, oder um einen zu hohen Preis verkaufen, so bin ich der erste, der da wünscht, ein solcher Betrüger möchte im Zuchthause sitzen. Aber ich frage auch zugleich alle christlichen Käufer, wie oft sie nicht aus einem christlichen Laden weg in einen jüdischen gegangen sind, und hier bessere und wohlfeilere Waare gefunden haben? Dank dem kaufmännischen Geiste so vieler Christen, daß jeder ehrliche und nichts arges vermuthende Käufer von ihnen

mit

mit ofnen Augen auf das abscheulich-ste betrogen wird! — Demohngeachtet ists nun freilich wieder zu wahr, daß sichs der Jude allerdings angelegen sein läßt, seine Waaren mit allem nur möglichen Wucher an den Mann zu bringen. Aber auch dieses, wer thut es nicht, wenn er kann? Lassen sich wohl unter hunderten nur zwei so uneigennützige und redliche Handelsleute finden, die ihren Kunden nicht das Mark aus den Knochen preßten, so gut es ihnen nur möglich ist? Ueberhaupt ist ja der Handel von der Art, daß ein jeder sich dabei seines Vortheils so gut bedient, als er kann, zumal da, wo keine bestimmte Taxe vorhanden ist. Dies weiß der Jude, und darnach verfährt er. Auch ist der Staat dabei ziemlich gleichgültig, und kann es sein, weil fast alles, was Judenkommerz heißt, zum Luxus gehört. Will die Welt be-

trogen sein, so werde sie betrogen! wer heißt sie das? — Alle die seltnen Tücher und Zeuge, überhaupt alles, was Mode und Ausschweifung unentbehrlich gemacht hat, das alles ist freilich in den Händen der Juden, und die, welche dessen bedürfen, mögen es wohl allerdings fühlen, daß man sich ein wenig mit ihrem Spekke füttert. Aber wer zwingt sie dazu? — So lange Viktualien und dasjenige, was eigentlich Bedürfniß ist, nicht mit unter diesem Wucher mit inbegriffen ist, so kann die Klage noch immer leidlich sein, und die Reichen mögen zusehen, wie sie mit ihrem Wohlstandswesen, dazu die Juden so viel beitragen müssen, fertig werden.

Kurz und gut, sagen meine Gegner, die Juden sollten gar keinen Handel treiben.

Recht so! Das heißt eben so viel: Die Juden sollten alle — Hungers ster-

sterben. Oder wovon sollten sie wohl leben? wozu mögen wir sie denn in unsern Staaten brauchen? Sind ihnen denn nicht alle Wege abgeschnitten, irgend etwas zu erwerben, wenn es nicht noch durch den einzigen Handel geschieht? — O meine lieben christlichen Freunde, die ihr etwa ein gleiches mit jenen Gegnern sagen könntet, bedenkt nur alle Umstände und Verhältnisse dieses Volkes, wie es ausgeschlossen von allen wirklich bürgerlichen Ansprüchen und Vorrechten, von allen Zünften und Innungen, unter allen möglichen, kein anderes Mittel zu seinem Unterhalt finden kann, als den einzigen Handel. Und was für einen Handel endlich? Wenn es einige unter ihnen giebt, die das Vermögen besitzen, einen großen und wichtigen Handel zu treiben, so sind tausend andere dagegen, die sich mit dem behelfen müssen, was sie sich durch

Hausiren oder sonst auf eine kümmerliche Art erwerben. Man sehe doch nur um des Himmels Willen! unsre Judenmärkte an, und wenn man ein fühlendes Herz im Busen trägt, so kann man sich gewiß nicht des Mitleids erwehren, wenn man diese armen Leute betrachtet, wie sie fast Himmel und Erde bewegen, um einige Pfennige zu verdienen. Zuverläßig und die meisten Juden sagen dieses: Man weise ihnen nur einen halben Weg an, ihr Leben auf eine andre Weise erhalten zu können, und sie würden mit Freuden einem Gewerbe entsagen, bei dem sie troz all' ihres unermüdeten Bemühens, troz aller Demüthigungen und Gefahren, die sie dabei zu dulden haben, nur gar zu häufig hungern, oder mit einem Stük Brod zu ihrer Kost vorlieb nehmen müssen.

Die

Die Juden sind ein eigennützi-ges, niederträchtiges Gesindel.

Diese Beschuldigung ist immer hart und unfreundlich, und gilt sie im allgemeinen, so ist sie höchst ungerecht. Man muß nie unter dieser Nation bekannt gewesen sein, man muß nie Gelegenheit gehabt haben, mit Männern dieser Nation zusammen zu kommen, die der Menschheit Ehre machen, wenn man dieses so unbescheiden in den Tag hinein behaupten kann; zumal izt, da man auch bei diesem Volke anfängt, mit lebhaftem Eifer sich den Wissenschaften zu widmen, und da man nach dem herrlichen Beispiele eines Mendelssohn und andrer Edlen dieser Nation der Philosophie und schönen Litteratur Altäre baut. — Also zurük mit dieser wiedersinnigen Beschuldigung, die so ungerecht und unwahr ist, als wenn man den christlichen Böhmen die Dummheit auf den Kopf zusa-

zusagen wollte, weil noch wenige unter ihnen hervorgetreten sind, als Philosophen und große Geister der Ruhm des Vaterlandes zu werden. — Der Vorwurf fällt also auf den jüdischen Pöbel zurük, darunter der reiche Wucherer, welcher keinen Gott, als seinen Mammon kennt, eben so gehört, als der Auswurf des Volks. Allein, wenn auch dieser Vorwurf in Rüksicht derer, und also bei weiten des größten Theils der Juden wirklich gegründet sein mag, so braucht es nur eine sehr mäßige Dosis Philosophie und Toleranz, um es diesem übel moralisirten Theile der Nation nicht ganz zum Verbrechen anzurechnen, daß er just so beschaffen ist. Erziehung, Beispiel und Gelegenheitsumstände thun bei der Bildung und Karakterisirung eines Menschen alles. Nun bedenke man aber einmal den Zustand unsrer armen Juden! Man sehe ihre elende und schlechte Lebensart,

ihre

ihre Armuth, kurz alles, was zu dem ganzen Trübsal derselben gehört. Was soll wohl dann bei diesen Umständen aus dem Judenkinde werden, dem man ja nicht die geringste Erziehung geben kann, theils weil der Vater eben auch zum Schurken ist erzogen worden, theils weil von allen Seiten Noth und Elend vorhanden ist. Das Kind muß also, so bald es nur mitlaufen kann, auch so viele Niederträchtigkeiten mittreiben, als es vermag; und so wächst es denn nach und nach zum verächtlichen unmoralischen Menschen heran, ohne daß es weiß, wie. Es lernt von Kindsbeinen an kein anders Gut kennen, als Geld; sieht kein anders Mittel dazu, als Bevortheilung und Betrug: Was Wunder denn, wenn der erwachsene Jude, der unter solchen Umständen groß wurde, alle seine Lebenstage hindurch das Geld zu seinem Götzen macht, und von keinem andern

andern Geschäft etwas weiß, als vom Betrug, und dieses in seinen späteren Jahren um so mehr, weil er dazumal theils durch Neid und Eifersucht, und einen ganzen Schwarm von unedlen Begierden, welche die natürliche Folge eines verdorbenen und ungebildeten Herzens sind, theils durch Noth gedrängt, theils von dem natürlichen Triebe, seinen Kindern etwa eine Versorgung zu verschaffen, bewegt, nun mit doppelten Kräften arbeitet, per fas et nefas, was und wie er kann, sich zu bereichern. —

Also gern zugestanden, daß der Judenpöbel, wie aller Pöbel in der Welt sowohl bei Christen als Türken und Heiden, ein wirklich niederträchtiges Gesindel sein mag; allein warum? das thut die mühselige Lebensart.

Und endlich, wer nur einigermaßen Menschenkenntniß und Philosophie

besizt,

besitzt, wird hier sehr leicht die Anmerkung machen können, daß in diesen Tagen, wo Luxus und unentbehrlich gewordner Ueberfluß den Weg zu hundert unedlen Begierden und Absichten bahnt, und den Hunger nach Geld und Reichthum schon zum ersten Ziel gemacht hat, darnach alles strebt und ächzt, daß in diesen Tagen, sag ich, nichts natürlicher sein kann, als eben diese herrschende Wuth, welche fast jedermann spornt und treibt, wie und wo es nur angeht, sich zu bereichern; und dieses zwar bei einem oder dem andern in dem Maaße, und mit dem Unterschiede: daß derjenige, bei welchem das Sinnliche und Körperliche die Oberhand hat, wie ein Rasender blind hinan stürmen wird, um dieses Ziel zu fassen, weil nach seinen plumpen und halben Begriffen kein andres und höheres Gut für ihn vorhanden zu sein scheint: Indessen freilich

lich derjenige, dessen Geist aufgeklärter ist, der die Verhältnisse und den wahren Werth der Dinge kennt, und also keinem Scheingute nachzujagen angelokt werden wird; der über dies nach einer glüklich bearbeiteten und erworbnen Moralität, und nach Ausbildung und Verfeinerung seines Gefühls im Stande ist, seine Begierden zu zähmen, und sich nie von missinnigen Leidenschaften bemeistern zu lassen, indessen dieser, sag' ich, ruhig da stehen, und nur bemitleidend hinblikken wird, wenn die Thoren von allen Klassen vorbeitoben, und nach dem Tempel ihres Lustgottes mit einer sinnlosen Wildheit hinstürmen, ohne in ihrer Hitze daran zu denken, ob sie etwa auch in ihrem Laufe einen oder den andern zu Boden rennen. —

Die Anwendung hievon hab' ich schon oben gemacht, und ich wieder-

hole

hole sie hier mit einem kurzen Zusatze: Dieser ist der Fall bei allen Völkern, bei allen Gemeinden, bei diesen mehr, bei jenen weniger; es ist also auch der Fall bei den Juden. Es fehlt dieser Nation zuverläßig nicht an wohl gebildeten und aufgeklärten Leuten, die an Herz und Kopf gleich schätzbar, den Besten unter den Christen an der Seite stehen können, und welche gewiß wie alle edle Menschen, einen Abscheu vor Niederträchtigkeiten haben werden; ob es freilich auch dagegen im Haufen mißlich genug aussieht, und alles, was das Menschengefühl beleidigen kann, da anzutreffen ist. Allein, wenn man dies alles erwägt, so sollte man wenigstens mit raschen und wilden Beschuldigungen im Allgemeinen an sich halten; und dann, wenn man noch die Ursachen des Unterschiedes bedenkt, so kann sich der billige Christ doch un-

möglich verleiten lassen, eines Theils des Volkes wegen, der gleichsam durch seine Bestimmung, wenigstens durch eine beziehungsweise (auf Staatsverhältnisse) das ist, was er ist, die ganze Nation unfreundlich zu befehden, anzufeinden, und überhaupt so indiskret zu behandeln. Der wahre Christ wird bei so bewandten Umständen blos Mitleiden haben, und, wie er etwa wünscht, daß ein günstiges Geschik die Hottentotten und Kannibalen zu besseren Menschen möge werden lassen, eben so von Herzen wünschen, daß auch der Tag über Israel kommen möge, da dieses Volk aus seinem Elend heraus gerettet, wieder ganz zu Menschen, und zwar guten Menschen umgebildet würde. Dieses Gefühl und dieser Wunsch ist wenigstens in meinem Herzen lebhaft: und mit demjenigen allgemeinen und menschenfreundlichen Vertrauen, welches

ches, ich zu dem allen menschlichen Geschöpfen eingepflanzten Triebe zur Tugend hege, kraft dieses Vertrauens, sag' ich, möcht' ich auch in die Seelen, wenn nicht aller, doch der meisten Juden schwören: daß sie, wenn ihnen Wege verschaft würden, ihres Lebens einigermaßen froh zu sein, und sie statt endlosen Kummers und Plagens, mehrere Ruhe und wahren Lebensgenuß haben könnten, eben so bald aufhören würden, die Schande der Menschheit zu sein, und daß sie weg von ihrem zweideutigen Gewerbe, als mehr geachtete Mitglieder der Republiken vielleicht zur Beschämung vieler Klassen von Christen ein tugendhaftes, Gott und Menschen gefälliges Leben führen würden. Diese Zuversicht und dieses menschenfreundliche Vertrauen ist in meinem Herzen so fest, daß ich mich nicht anders wollte des Gegentheils überzeugen lassen,

als wenn noch heut irgend ein Fürst die Probe machte, und die Juden seines Staats in die eben erwähnten Umstände versezte, wo es dann erst könnte ersehen werden, inwiefern ich dem guten Gefühl der menschlichen Natur etwa zu viel zugetraut hätte.

Das Projekt endlich: **Man sollte alle Juden blank und blos ausziehen, ihnen alles das ihrige wegnehmen, und alle zusammen mit ein paar Groschen Reisegeld aus dem Lande schikken.**

Dieses Projekt ist von der Art, daß man bei Erwägung dessen ungewiß bleibt, ob derjenige, in dessen Kopfe es ausgesonnen worden, zu schimpfen oder mitleidig zu belachen sei. Ich will michs nicht verdrüßen lassen, dasselbe ein wenig näher zu betrachten, und zu sehen, inwiefern Unsinn oder noch was ärgeres darinn vorleuchtet.

Ich

Ich habe, meines Wissens, schon oben angemerkt, daß wir sämtliche Menschenkinder, von Adam an bis auf den, der die Thüre zuriegeln wird, wenn die andern schon hinaus sein werden, auf dieser Erde bloße Wanderer, bloße Fremdlinge sind. Wir kommen alle, treten auf, gehen vorüber, und verschwinden wieder. Wer kann bei seinem Auftritt das Creditiv vorzeigen; daß er die geringsten Ansprüche auf mehreren und sicherern Vorzug habe, als sein Mitbruder? daß er ein besonderes oder gar ausschlüssendes Recht habe, diesen oder jenen Flek Erde als sein anzusehen, und jedem andern den Besitz derselben zu verwehren? Wenn Gott der Schöpfer die ganze Natur so weit ausbreitete, wenn er eine Erde schuf, die da Vorrath für allerlei lebende Geschöpfe darböte, und dann diese Geschöpfe auf diese Erde hinsezte, was konnte seine

Absicht, sein Wille sein, als zu diesen Geschöpfen zu sagen: Geht hin, und sucht euch den Platz eures Aufenthaltes, und dann arbeitet, und genießt, was ihr für eure Bedürfniß nöthig haben werdet. — Dieses war die Bestimmung des Naturmenschen, und eben dieser Naturmensch, wenn er nicht ein wildes Ungeheuer war, mußte nach diesem ziemlich deutlichen Winke des Schöpfers begreifen können, wie gar keinen Vorzug er vor seinem Mitgeschöpf habe, und daß, so wie er in Ruhe und Friede seines Lebens zu geniessen wünschte, er auch seinen Mitmenschen in Ruh' und Friede seines Daseins froh sein lasse. Diese Empfindung liegt auch durch die Weisheit des Schöpfers so tief im menschlichen Herzen, daß, wer nur noch den kleinsten Funken von Menschheit hat, dieselbe immer noch fühlen wird. — Und also hätte schon der Naturmensch

das

das sichre Gefühl, und die Pflicht der Duldung gegen seinen Mitmenschen, laut der er diesen ungestört und unbefehdet auf seinem Platze ruhig leben, und das, was er zu Befriedigung seines Bedürfnisses, von der Natur zu fordern hat, auch friedlich geniessen lasse. — Nun wünsch' ich aber zu hören, wie jene Projektanten der Menschheit zu troz verfahren würden, um zu behaupten: Daß, obschon die Juden eben so Menschen sind, als die Christen, diese lezteren doch das Recht hätten, jene in der Irre herumzutreiben, und ihnen keinen sicheren Aufenthalt auf Gottes Erde zu gestatten? —

Zwar weiß man wohl, wie wenig in diesen Tagen die liebe Natur mit ihren Rechten in Betracht gezogen zu werden pflegt. Da einmal alles zu bürgerlicher Gesellschaft geworden ist, da die liebe Politik aus unsern Staaten so seltsame Komposi-

ka gemacht hat, daß man, um auf die einfache Natur zurükzuschauen, sich in eine wirkliche Feenwelt hineinphantasiren muß, in diesen Tagen hat man wohl eben nicht viel gethan, wenn man aus jenen vermoderten Zeiten auch die bündigsten Beweise herbringt, um izt herrschende Vorurtheile oder Ungerechtigkeiten zu vernichten. Indessen mag es wenigstens für diejenigen gesagt sein, welche noch ein wenig Naturgefühl haben, und die wahre Menschheit nicht mit dem Maasstabe einer verfänglichen Politik abmessen. Diese, welche doch immer die Edelsten und Besten unter den Menschen sein werden, mögen die Wahrheit von dem fühlen, daß, in Rüksicht auf den Stand der Natur, die Juden, gleich allen andern Erdgeschöpfen, auf diese Erde und alle ihre Güter die richtigsten Ansprüche haben, und daß es immer nur einem

Un=

Unmenschen einfallen kann, diese Nation dieser Ansprüche zu berauben, blos weil diese Juden, und er — — ein Christ ist.

Ich geh' izt von dem Gefühl und der Pflicht des Naturmenschen zu jener des Christen über. Allein die Feder muß mir entfallen, so bald ich diese Pflicht des wahren Christen erwäge, und glaube, daß ich auch nur mit mittelmäßigen Christen rede. Guter Gott, der du deinen Sohn auf die Erde sendetest, um Friede und Liebe den Menschen zu verkündigen, ihnen ein Gesetz zu geben, das eben auch nur ganz Friede und Liebe athmet, konnt' es dein Wille sein, daß die Bekenner und Anhänger dieses Gesetzes, gegen alle, die nicht das sind, was sie, feindlich verfahren sollten? Konntest du wollen, daß Menschen Menschen verfolgen und elend machen sollten? Ich schweige, wenn

ich nicht durch mehrere ähnliche Fragen ein halber Gotteslästerer werden will. — Ueberhaupt wend' ich mich auch am liebsten von dieser Seite weg, weil ich im Grunde doch nichts thun kann, als aus vollem Herzen heraus Dinge deklamiren, welche jeder, der statt seines Herzens keinen Kieselstein im Busen trägt, selbst fühlen wird, fühlen muß. — Duldung! Duldung, ihr Brüder, gegeneinander! Und Verfolgung laßt den Bestien der Wildniß über. Ihr seid ja doch alle Menschen, Söhne eines Vaters, Geschöpfe eines Gottes, alle bestimmt zu leben auf einer Erde, die der Schöpfer auch für alle zubereitet hat! —

Wider alles dieses hat man im Grunde nichts einzuwenden, sagen jene Projektanten, mögen doch die Juden in Gottes Namen auf der Erde leben; allein nur nicht unter

uns,

uns, nur nicht in dieser und dieser Provinz, oder Stadt!

Die wahre Sprache eines menschlichen Ungeheuers! Werft die Vögel aus ihren Nestern, und dann sprecht auch: Mögen sie doch leben, nur nicht in ihren Nestern! — Ist daran der Liebe gegen den Nächsten schon genug gethan, wenn ich ihn nur nicht ermorde, bevor ich ihm all' das seinige bis auf das bloße Leben schon genommen habe? — Wer würde nicht Mitleiden haben, wenn er hörte, daß einige Unglükliche von unbarmherzigen Schiffsleuten aus einem sichern Schiffe hinausgeworfen, und auf einer ungewissen Fährte den Wogen und Wellen des Meeres wären preis gegeben worden, blos deswegen, weil die Schiffsleute den Eigendünkel und das unmenschliche Vorurtheil gehabt hätten: daß jene Unglükliche nichts besseres werth wären,

weil

weil sie eines andern Glaubens, einer andern Farbe, von einer andern Nation seien, als sie? — Und ist dieser nicht grade der Fall bei Vertreibung der Juden? Wären diese wohl besser daran, als jene Elenden, wenn man sie aus den Wohnplätzen, die sie sich durch lange Jahre und unermüdeten Fleiß und Arbeit verschaft haben, verjagte, und sie dem Schikfsal ganz bloß stellte, ob sie Hungers oder Durstes sterben sollten? —

Näher die Sache betrachtet, so ergeben sich allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten auch in Rüksicht des politischen Zustandes der Staaten daraus. Man setze den Fall: Irgend ein Fürst vertriebe alle seine Juden aus seinen Ländern; wohin werden nun diese wandern? Vielleicht mag sie kein andrer Fürst aufnehmen; wo sollen sie nun hin? Entweder werden dann Räuber und Mordbren-

brenner aus ihnen werden, oder sie müssen alle aus Noth umkommen; und in beiden Fällen wird es immer ganz allein und schwer auf dem Gewissen des Fürsten liegen, der sie vertrieb, wenn diese Unglüklichen auf was immer für eine Art zur Schande der Menschheit in ihrem unverschuldeten Elende verderben. Ich sage: **unverschuldetem Elende**; denn dieses, worein sie durch Verbannung versezt würden, wär doch immer unverschuldet für sie, inwiefern sie nicht durch Treulosigkeit, Majestäts- und Staatsverbrechen dasselbe verdient hätten. Ob es aber den Feinden der Juden möglich sein wird, aus der neuern Staatsgeschichte besonders, den Israeliten dergleichen Verbrechen vorzubeweisen, läßt sich wohl kaum glauben, und sparten sie auch keinen Aufwand in allen möglichen verfänglichen Sophistereien und Folgerungen

gen *). Sofern aber nun dieses nicht bewiesen ist, so lange die Juden ruhige Unterthanen sind, und wenn sie ihre Abgaben gehörig entrichten, warum und mit welcher Rechtfertigung gegen den Widerspruch seines eigenen Gewissens könnte denn ein Landesherr die sämmtliche Judenschaft so unbarmherzig verstoßen, zumal wenn deren Duldung nicht etwa wider die ausdrüklichen Landesgesetze lief, welches wohl kaum irgendwo der wirkliche Fall sein mag.

Nach Erwägung alles dessen möcht' ich glauben, das Sturmgeschrei jener unerbittlichen Widersacher sollte einigermaßen gelinder werden, obschon ich

*) Ich kann hier eine Bemerkung, die Lessing irgend wo macht, nicht unangeführt lassen: Daß die Juden keines Antheils an irgend einem Regentenmorde je beschuldiget werden konnten.

ich nicht eben fordre, es solle ganz aufhören. Ich müßte offenbar für einen **jüdischen Partheigänger** gelten, wenn ich den Juden alles, und deren Feinden gar nichts einräumen wollte. Man schreie unaufgehalten wider alles, was von Seiten des wuchernden Theils der Juden zum Verderben des Landes gethan wird; und ich will den segnen, der es zuwege bringt, daß diesen Niederträchtigen ihr Handwerk gelegt, oder ihnen doch unübersteigbare Einschränkungen gesezt würden. Gewiß kann niemand inniger wünschen als ich, damit die Juden bessere Menschen wären oder auch mit Zwang gemacht würden, als die meisten unter ihnen sind; und der Regent, der es durch weise Verordnung dahin brächte, um all' den Handelseifer der Juden als eine unschädliche und wirksame Triebfeder zur Beförderung der Glükseligkeit des Landes

des zu lenken, dieser hätte in meinem Herzen eben den Platz, den nur immer ein Apostel haben kann. Also man schreie! allein nicht, um des Misbrauches wegen die ganze Sache zu vernichten, sondern um es dahin zu bringen, damit der Misbrauch gehoben, und dasjenige, was sonst zufälliger Weise nachtheilig und verderblich war, durch eine glükliche Wendung nützlich und brauchbar gemacht werde.

Um mich, eh ich noch die Feder weglege, noch einmal deutlich zu erklären, so faß' ich alles bisher gesagte in folgende Grundsätze und Betrachtungen:

Die Juden haben als Menschen eben den Anspruch auf den Besitz der Erde, und den Genuß der Naturgüter, wie alle Christen.

Sie sind, in Ansehung der ehrwürdigen Patriarchen des alten Gesetzes,

setzes, ihrer Väter sowohl, als der Edlen und Guten wegen, die von jeher und bis heut noch in ziemlicher Anzahl unter ihnen leben, nicht geradezu und allgemein zu verachten und anzufeinden, obschon der große Hause durch seine anerkannte Niederträchtigkeit freilich auf keine Achtung Ansprüche machen soll. Gegen diesen mögen wir am liebsten Mitleiden haben, indem es ihm die elenden Umstände und die Trübseligkeit seiner Lebensart kaum möglich werden läßt, anders zu sein.

Eben so treffen die allgemeinen Beschuldigungen nicht alle Juden, sondern nur auch den Haufen. Man enthalte sich also vorsetzlicher Ungerechtigkeiten gegen diese, denen man Achtung schuldig ist.

Ueber das Religionssistem der Juden hab' ich mich nicht ins besondere ausgelassen, weil es nicht so ei-

gentlich zu meiner Absicht gehörte; denn ich wollte von Juden als Juden, nicht als Proseliten des Christenthumes reden.

So lange den Juden in den Staaten kein anderes Mittel ihres Unterhalts angewiesen ist, als der Handel, so lange ists immer unfreundlich und ungerecht, sie von diesem ausschließen zu wollen. Daß sie aber darinn besonders glüklich sind, oder dafür gehalten werden, das weiß ich so leicht nicht mit einer Strafbarkeit auf ihrer Seite zusammen zu reimen. Wem das Glük günstig ist, oder, der sich es vielmehr durch unermüdete Arbeit günstig macht, ist dieser strafbar? oder wär es vielmehr vernünftiger von denen, welche diese Strafbarkeit zu beweisen unternehmen, daß sie sich durch gleich kräftige Bemühungen bei ihrem Gewerbe, dieses Glük eben so günstig, und wenn sie wollen, noch günstiger machten? —

Das

Das Projekt der Vertreibung ist für mein Gefühl von der Art, daß ich am liebsten davon schweige. Alles was ich noch sagen möchte, ist dieses: Ich bitte alle Christen, die das wünschen, sich diese Vorstellung lebhaft zu machen: Wie sie sich dabei befinden würden, wenn die Juden selbst oder Türken oder Heiden auch sie aus einem Lande, in dem sie ihre einzige Sicherheit hätten, alle zusammen in einem Tage verjagten? — Nur diese einzige Betrachtung muß dem sein Herz zu sanfteren Gefühlen umstimmen, der — ein Herz hat.

Wenn ich mich als Schreiber dessen endlich noch zu rechtfertigen hätte, so mag es der allgemeine Trieb der Menschlichkeit thun, dessen wohlthätigen Einfluß auf meine Denkungs- und Handlungsweise ich noch nicht zu erstikken Lust, Muth, und unglükliche Nothwendigkeit hatte.

Nachschrift.

Ein Gegner, der später hin über diese meine Schrift stritt, ließ 5 Bogen **über die Unnütz= und Schädlichkeit der Juden in dem Königreich Böhmen** drukken. Die Göttingischen Anzeigen gelehrter Sachen lieferten im 165sten Stük 1784 ihr Urtheil darüber; sie fanden die den Juden gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen zu weit getrieben. In Beziehung auf meine Schrift hieß es: „**Vermuthlich** waren „die Lobeserhebungen des von ihm „bestrittenen Schriftstellers, dessen „Blätter uns nicht zu Gesicht gekom„men sind, **eben so ausschweifend**." — Ich hoffe, wenn gegenwärtige Sammlung dem Rezensenten zu Gesicht kommen sollte, daß jenes **Vermuthlich**, so wie die ganze Stelle berichtigt werden dürfte.

Ei=

Eine
Erscheinung.

Impellimur natura, vt prodesse velimus qu am plurimis.

Cicero.

Dieser Aufsatz wurde ebenfalls zu Prag im Jahre 1781. geschrieben. Dies muß das Lokale desselben entschuldigen. Auch hier erlebte der Verfasser den Trost, daß sein Traum ziemlich in Erfüllung gegangen ist.

Sicher ist es, daß man im Traume öfters bessere und schönere Sachen zu sehen bekömmt, als man wachend bisweilen ganze Wochen nicht sah, nicht dachte, nicht that. Ich erinnere dieses hier deswegen, weil ich mich nicht gern zum **bloßen** leidigen Träumer gemacht wissen wollte, wenn ich hier meinen Lesern einen Traum erzähle, von dem sie mir am Ende selbst gestehen werden, daß er vielleicht verdient hatte, geträumt zu werden.

An einem der leztverwichnen Abende, als mich meine wohlthätige Phantasie in so mancherlei Gegenden des menschenfreundlichen Gebiets herum-

führte, eiinnerte ich mich mit einem dankbaren, patriotischen Entzükken der liebevollen Anstalten, die einer unsrer verehrtesten Patrioten *) zum Besten der verwahrlosten Armuth in unsrer Vaterstadt unternommen hat. Aus der Fülle meines Herzens strömten dem edeln Menschenfreunde meine segnenden, besten Wünsche zu, und noch lebhafter war der Wunsch: Möchte doch dieses Guten immer mehr und mehr werden! Möchte das edle Gefühl des Wohlwollens unsre Bürger beseelen! Möchten der ergiebigen Quellen und Mittel viele gefunden werden, um den Anfang mit einem großen, gesegneten Ende zu krönen. —

So

*) H. Marquard Freiherr von Kotz, durch dessen Bemühungen zu Prag, ehe noch als zu Wien, das vortrefliche Armeninstitut zu Stande kam.

So lebhaft diese Betrachtungen und diese Wünsche waren — konnt es ein Wunder sein, wenn meine Phantasie aus dem Stande des Wachens sie in einen Traum mit hinüber zog?

Ich erzähle die Thatsache, und man denke, was man wolle.

Ich fand mich nach manchen undeutlichen Gesichtern, die auch weniger merkwürdig waren, an der Pforte unserer Metropolitankirche. Das Gedränge des Volks war unmäßig, und nicht ohne Mühe gelang es mir, mich in den Tempel selbst hinein zu arbeiten. Eine feierliche, ernste Stille herrschte hier; auf allen Gesichtern war Erwartung einer großen, wunderbaren Begebenheit. Ein Schall — meine Sinnen sind außer Stimmung, ihn so ganz nachzufühlen, noch weniger find' ich Worte oder Bilder, um ihn, wenn ich so sagen darf, andern hörbar zu machen — dieser Schall

wekte die Aufmerksamkeit aller Versammleten. Die Augen aller hiengen mit einer gespannten Neugierde — an dem Altare unsers Heiligen; Johann von Nepomuk.

Auf einmal öffnete sich der silberne Sarg, der Körper erstand; mit der Munterkeit eines Neubelebten, und mit dem freundlichen Ernste eines Heiligen stieg er von seinem Altar, gieng durch die betäubten Reihen der Anwesenden, und stieg auf die Kanzel.

Ich sage nichts von dem erschütternden Schauer, von der sichtbaren Betäubung, die sich auf allen Gesichtern ausdrükte.

Nun öfnete der heilige Wundersmann den Mund, und mit einem Tone, mit einem Nachdrukke, mit einem Gefühl, das nur in seinem Herzen wohnen konnte, sprach er ohngefähr Folgendes.

Meine

* * *
* * * * * *

„Meine Erscheinung, geliebte Brüder, sezt euch in Erstaunen. Nichts ist natürlicher. Konntet ihr von einem Todten, der schon durch Jahrhunderte von euch abgeschieden ist, erwarten, daß er, wie der Lebenden einer, heute mit euch reden würde? — Die Kraft, die mich belebt, ist wunderbar und mächtig, und mein Herz liebt euch so sehr, daß ich nichts inniger wünsche, als was mir izt wiederfährt, mit euch bisweilen zu reden, unter euch zu wandeln, wie ich ehemal wandelte, als ich noch nicht durch die Hand des Todes von dieser Erde versezt war. —

Eure Liebe und euer Zutrauen zu mir ist groß, ich weiß, und danke es euch. Ich habe den Trost gehabt, von

von der Macht des Ewigen manchen unter euch Hilfe und Beistand zu erbitten, und dafür sei Gott gelobt und gepriesen, der sich seiner Geschöpfe väterlich erbarmt. — Mein Andenken bei euch ist friedlich und gesegnet, und es ist nicht die geringste meiner jetzigen Freuden, daß ich mich von meinen Brüdern, von meinen Landesleuten noch immer geehrt und geliebt sehe, und ich danke Gott, der mich so wandeln ließ, daß mein Leben tugendhaft und ihm gefällig war."

„Dieses, meine geliebten Brüder, erregt in mir eine Zuversicht, daß ich brüderlich und mit Nutzen zu euch reden darf; daß ihr meine Worte mit Aufmerksamkeit, mit gefälligem Herzen hören, und vielleicht nicht unterlassen werdet, etwas von dem zu thun, was euch euer Freund, euer Bru-

Bruder, euer Vater rathen, bitten wird. —"

„Wir sind alle Brüder, Söhne eines Vaters, Kinder einer Mutter. Alle hat Gott gleich geliebt, deswegen schuf er uns, deswegen sandte er seinen geliebten Sohn auf die Erde, um das verlorne Menschengeschlecht zu retten. Wir sind alle Menschen, aber nicht nur Menschen; wir sind Christen — erlaubt mir die Freude, daß ich mich unter euch stellen, daß ich mich mit euch des vortreflichen Namens eines Christen freuen darf — — Wir sind Christen, das heißt, vorzügliche Menschen durch einen vorzüglichen Glauben, durch ein vorzügliches Gesetz. Die Liebe, diese erste und wohlthätigste aller Tugenden, diese Liebe, die das größte Augenmerk des Erlösers, das Stempel seines heiligen Wandels, die Grundeigen-

genschaft des Ewigen, das schönste Kleinod derer ist, die in den Augen Gottes als gerecht befunden worden — diese Liebe ist auch der Grundpfeiler aller Religion, des Christenthums — nicht eine todte Liebe in Worten und unthätigen Empfindungen; eine kräftige, wirksame Liebe, die sich durch schöne und gottgefällige Handlungen auszeichnet; diese Liebe ists, die eure Herzen erwärmen soll; durch sie sollt ihr gute Menschen sein; sie soll die Führerinn sein in allem euern Denken und Handeln; durch sie sollt ihr wie Brüder, wie Kinder Gottes friedlich und freundschaftlich auf Erden leben."

„O müßt' ich meine Augen nicht von so vielen unter euch wegwenden, welche von dieser Liebe nichts wissen wollen; welche zu harte Herzen haben, um den ganzen Reiz dieser Tu-

gend

gend zu empfinden, welche sie verkennen, und auf falsche Zwekke lenken; welche nur sich allein lieben, nur auf ihren eigenen Vortheil allein denken, nur für sich allein leben, und beim Ueberfluße ihrer Schätze des armen Bruders vergessen, der hilflos an ihren Thüren um Brod, um Erbarmen fleht. — Trauriger Anblik, solche Menschen zu sehen, und Gott sei es geklagt! ich sehe deren sehr viele."

„Aber mit welchem unnennbaren Entzükken bemerke ich auch die vielen, welche dieser Tugend mehr eingedenk, auch beflissen sind, sie nach Kräften auszuüben. Ich sehe sie mit wohlthätigen Händen unter ihren Brüdern herum gehen, die Bedrängten sorgsam aufsuchen, und sie mit möglicher Hilfe unterstützen. Diese fühlen es, warum Gott ihnen Vermögen und Ueberfluß gegeben hat, damit

mit sie als Väter und Fürsorger der Armuth ihren nothleidenden Brüdern beistehen sollen. Diese sind es, die als Menschen und Christen sich des Lohnes würdig machen, der der thätigen Bruderliebe bestimmt ist. Diese sind es, welche jede löbliche Anstalt zum Besten ihrer Mitmenschen kräftigst befördern, und ihren Theil dazu aufrichtig und gutwillig beitragen."

„O gäb es doch solcher christlich Gesinnten recht sehr viele! möchte der Geist der Liebe und des Erbarmens alle Herzen der Vermögenden beseelen, damit sie den Drangsalen so viel möglich abhelfen möchten, von denen so viele unter den Menschen heimgesucht werden; und besonders in diesen Tagen, welche die Tage des Kummers zu sein scheinen, und da des Mangels und der Noth so viel ist, daß der liebvolle Menschenfreund sich kaum

der

der Thränen über das Schiksal seiner Brüder enthalten kann."

„Alle die sind von Gott gesegnet, die ihre Hände zu so christlichen Thaten ausstrekken, und Mittel aufsuchen, den Jammer des Nothstandes zu lindern! Gesegnet sind alle die Männer meines Vaterlandes, die sich lebhaft bemühen, zum Besten der Armuth heilsame Verfügungen zu treffen! Sie retten die Hilflosen vom Verderben: denn wodurch wird der Mensch wohl ehe zum Bösen verleitet, als wenn er, von seiner Noth gedrungen, sich allen Wegen überläßt, die ihn nur aus dieser Noth führen? Raub und Mord sind seine ersten Zufluchtsmittel, und das Ende seines Elends ist oft die trübseligste Verzweiflung, und ein verhaßtes Murren wider die Vorsicht. O bietet doch ihr alle, Bürger euers Vaterlands, eure Hände zur Beförde-

rung aller solcher gottgefälligen Anstalten, und empfangt zu euerm Lohne den Dank eurer Brüder, und einen noch besseren Lohn in jener Welt.“

„Nicht nur, damit ich dieses sage, steh' ich hier vor euch; nicht nur, um euch durch bloße Ermahnungen zu diesen Unternehmungen anzueifern. Nein ich will der erste sein, der seinem Vaterlande, seinen nothleidenden Brüdern auch zu Hilfe kommen will.“

„Ich habe Schätze, große Schätze, die mir durch eine zu gutgemeinte Liebe vieler Andächtigen zu Theil worden sind. Ihr seht sie ringsherum aufgehängt, alles seltene und große Kostbarkeiten. Aber wozu diese todten Schätze? wie können sie mir, der ich sie nicht brauche, nicht brauchen kann, angenehm sein, so lange ich Mangel

und

und Elend unter den Menschen sehe? — Nehmet sie, das ist mein Wunsch, und die große Absicht meiner Erscheinung — nehmet sie zurük ihr Obern und Vorgesezten, bittet in meinem Namen den Regenten euern König, der ein so guter, wohlthätiger Vater ist, und die Drangsalen seiner vielen Unterthanen kennt, und ihnen abhelfen will. Bittet ihn, er möchte sie von mir annehmen, und zum Besten der Armuth, des bedrängten Landmanns, der armen Jugend anwenden. Ich bin überzeugt, daß dadurch tausendmal mehr Gutes gestiftet, daß Gott mehr gepriesen werden wird, und auch mir wird es zu einer viel lebhaftern Freude und Ehre gereichen, wenn mein Vaterland, mein armes Vaterland durch diese Hilfe einigermaßen neue Kräfte gewinnen, und manchen Nothleidenden Beistand geleistet werden wird."

„Ich höre schon die entzükten dankbaren Stimmen vieler, die ich hätte retten helfen. Sie nennen mich ihren Vater, und dieses herzliche Entzükken hat mehr Reiz für mich, als der Anblik so vieler für mich und mein Vaterland unbrauchbaren Schätze."

„Bittet auch euern guten und weisen König um eine heilsame Verordnung, damit künftig dieses Opfer mit todtem Gold und Silber für immer untersagt sei; denn weder mir noch irgend einem seligen Himmelsbürger kann daran gelegen sein, wenn ohnehin bekümmerte Familien ihr bischen Gold zusammensuchen, um es an meinem Altare aufzuhängen. Was soll dieses Gold? Dadurch erkauft man nicht Tugend, nicht Gottesfurcht, noch weniger die Vergebung seiner Sünden. Weder Gott, noch wir seine näheren Diener sind Wuche-

cherer, die sich bestechen, und von elendem Golde blenden lassen."

„Tugend, Tugend, meine Brüder, und ein frommes Herz, dieß sind die Opfer, die das Gesetz, die die Religion fordert. Bringt von dem Golde, das ihr in die Kirchen tragt, euern armen Mitbrüdern etwas, und ihr habt ein hundertmal besseres Werk gethan. —"

„Dieses hatte ich euch zu sagen. Möchte es doch Eindruk auf eure Herzen machen, und meine Wünsche zu derjenigen Erfüllung kommen, die ich zuversichtlich hoffe — — —"

* * *
* * * * * *

Er schwieg, und stieg herunter. Ich drängte mich vorwärts — ich fiel

vor ihm nieder —— Mann Gottes, wie groß, wie heilig bist du! Er segnete mich, und das Gesicht verschwand.



Paragraphen
für
Prediger.

Errandi causa, ignorare quid sit melius.

DEMOCRATES.

Diese Paragraphen standen vor einigen Jahren in einem gewissen Journale, unter dem Titel: A B C für Prediger. Ich würde sie hier nicht aufgenommen haben, wenn ich nicht zu glauben Ursache hätte, daß mancher Prediger nützliche Wahrheiten darinn finden kann.

Evangelium.

Die Quelle gottgefälliger Weisheit! — O wäre der Durst nach dieser Quelle bei so vielen Seelen heißer, als der nach dem Wahne menschlicher Thorheit und Weisheit! Wer diese Quelle nicht trinkt, gewinnt nie den seligen Frieden seines Herzens, und wer die Kanzel besteigt, ohne diese Quelle in ihrer ganzen Reinigkeit getrunken zu haben, wird nie den Geist der Wahrheit und der Liebe über sein Volk ausgießen.

Prediger! eilt zu dieser Quelle! trinkt sie mit dem heißen, aber ge-

mäßigten Durste, der allein gesunde Sättigung wirken kann! —

In mancher trüben ängstlichen Stunde, wo Himmel und Erde um mich sinken wollte, wo meine trostlose Seele in Regionen außer dieser Welt herumschwamm, wo Kummer und Unglük mein armes Herz zu erdrükken drohte — da floh ich hin in meine Einsamkeit, suchte meine Zuflucht bei dieser Quelle, las und dachte die Lehren des göttlichen Meisters, und ich fand Trost. Der Sturm meiner Seele legte sich allmählig, und mein Auge, nicht mehr von Kummerthränen, aber von Thränen seliger Freude naß, blikte nach dem heitern Himmel auf, und fühlte die unendlichen Wohlthaten des Vaters der Welt, der diesen Himmel auch für mich machte, und mir die selige Lehre schrieb, dieses und eines ewigen Lebens froh zu werden.

Prediger! das Evangelium ist euer größtes Kleinod! bewahret es, nützet es, faßt seine ganze Heiligkeit, seine aufrichtende Stärke in eure Herzen! Trinkt die erquikkende Quelle, und euer Mund wird die Stimme der Seligkeit und des Trostes für euer Volk werden.

Engel.

Sie freuen sich über die Bekehrung des Sünders. Aber ihre Triumpflieder werden den Himmel durchschallen, wenn die Erde wieder an ihren Predigern Apostel haben wird.

☆

Willst du lehren, so schließ zuvor mit deinem Herzen ein Bündniß. Rotte zuvor den Keim verderbter Leidenschaften aus deiner Seele. Reinige dein Herz von dem alten Menschen. Prüfe dich vor Gott und deinem Gewis-

wissen, ob du für die Seelen deiner Brüder stehen könnest. Frage dich um deine Religion, um deinen Glauben, um deine Grundsäze. Frage dich, ob du ein Eiferer für Misbräuche, oder ein Beförderer der reinen Wahrheit bist? Frage dich, ob dein Wandel vor Gott gerecht und angenehm sei? Blikke in dein Herz, ob Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, treuer Glaube, warmes Gefühl für die Religion, Liebe gegen deinen Bruder, Erbarmen gegen den Unglüklichen, Friedseligkeit, Treue und Eifer in deinen Geschäften darinn wohne. Frage dich, ob dein Wandel ein Beispiel der Tugend ist, ob dein Licht so leuchte, daß es auf den Leuchter gestekt werden könne. —

Hast du dich nicht geprüft, oder bestehst du in der Prüfung vor dem allsehenden Richter und deinem Gewissen nicht, sieht es in deiner Seele noch

noch finster aus, sind deine Leidenschaften noch stürmisch, sind deine Tugenden noch zweideutig, ist dein Wandel noch vielen ein Aergerniß — ach so fliehe die Kanzel! betritt die Stätte nicht, die du entheiligen würdest! Gehe hin, und sammle noch Tugenden, reinige dein Herz, besiege deine Leidenschaften, erwärme dich an der Sonne heiliger Wahrheiten, durchdenke die Religion, und lerne sie fühlen, sammle reine Grundsätze — und dann komm wieder, und prüfe dich wieder, und dann besteige die heilige Stätte, und predige durch Wort und Beispiel die Lehre deines Meisters.

*

Die Natur ist mannigfaltig in ihren Gaben. Nicht jeder hat alle, und kann sie kaum alle haben. — Warme Empfindung, und eindringende Beredsamkeit sind die natürlichen

chen Gaben des Predigers. Eis wird nicht brennen; und ein frostiges, hartes Herz wird nicht die Flamme des Gefühls andern Herzen mittheilen. Der Papagei wird noch nicht sprechen; und wer nur spricht, weil er eine Zunge hat, wird dich noch nicht überzeugen. — Wenn das innige Gefühl göttlicher Wohlthaten und Wahrheiten dich nicht oft unter einen einsamen Baum, an eine einsame Quelle, oder in deine dunkle Kammer führt, den Trost deiner Seele in heißen Thränen auszuweinen — und wenn dein Mund nicht der Sitz der Ueberzeugung, nicht der sanfthinfließende Bach, oder der Strom der Beredsamkeit ist, so — thu was du willst — nur die Kanzel des Predigers meide!

Phisiognomie.

Gewiß ists ein Hauptverdienst eines geistlichen Redners, wenn ihm sein liebevolles, menschenfreundliches Herz eine liebreiche, heitre, freundliche Phisiognomie aufprägte, und wenn der Zuhörer die Zeit der Rede hindurch den Trost gewinnt, sich an solch' einer herzvollen Phisiognomie zu weiden. Wenn Lavater ein Träumer ist — und er ist es gewiß weniger, als die meisten seiner Widersprecher Schwätzer sind — wenn seine Subtilitäten, seine feinen Beobachtungen, seine auffallenden Räsonnements den meisten zu sonderbar, zu unerklärbar scheinen, so werden doch wenigstens zwei gesunde Augen, und ein halbweg menschliches Gefühl immer noch für die Wahrheit der Phisiognomik sprechen, und der roheste Mensch wird einen Unterscheid zwischen

schen Gesicht und Gesicht finden, und mehr Vorliebe für das Gesicht eines Raphaelischen Salvator mundi, als eines Hollbeinischen Judas haben. Auf dieses jedermann bewußte Gefühl, auf das Gefühl für Schönheit und Vollkommenheit gründet sich meine Bemerkung, und mein Wunsch: jeder Prediger müsse eine freundliche, heitre, offne, liebenswürdige Phisiognomie haben, und die finstern gelehrten Phisiognomien, wenn sie ja wo sein müssen, sollen höchstens nur auf scholastischen Kanzeln zum Schrekken ihrer Schüler bleiben. —

Apostel.

Heißt schlechterdings Prediger, sagt man, und weils doch unter den zwölfen einen Judas gab, so kann man es schon leiden, daß auch unsre schädlichen und schlechten Prediger sich Apostel nennen lassen.

Pre-

*

Prediger! so seid ihr Apostel? Von euern Kanzeln ruft ihr uns das unaufhörlich zu. Verzeiht, wenn unser Glaube sich auch auf unsre Ohren berufen will, und unsre Ohren das den wenigsten aus euch glauben können. Wollt ihr Apostel sein? O so bewerbet euch um apostolischen Geist, um apostolischen Eifer, nicht den Eifer des Fanatismus und der wüthenden Schwärmerei. Dieser Eifer war so fern von den Aposteln, als der eurige von dem ihrigen. — Apostolischer Geist! ist euch das Wort in seiner ganzen Stärke faßlich? Dieser Geist ist die reizende sanfte Einfalt des Vortrags, der ungekünstelte Putz der Beredsamkeit, der eingreifende Nachdruk bei großen Wahrheiten, das sich mittheilende Gefühl der ruhigen und standhaften Ueberzeugung, die Gemeinnüzigkeit der Lehren.

☆

Wär ich ein Prediger, meine Kanzel dürfte mir nie mit dem unerträglichen Schwulst modischer Wohlredenheit entweihet werden. Ich würde mich nicht an meinem Schreibtische in Bücher vergraben, und dem und jenem eine Feder ausrupfen, um mein armseliges Gefieder damit auszuschmükken. Ich würde nicht Blumen und Zierrathen erjagen, um meine apostolische Lehre zum Ziergarten eitler und unverständiger Bewunderer zu machen. Ich würde nicht nach Pomp und zwekloser Erhabenheit streben, da wo leichtfaßlicher Sinn und gemeinnützige Deutlichkeit erfordert wird. Ich würde nicht Kommentare und Register plündern, um meine Rede mit abgeschmakter Gelehrsamkeit zu spikken, und sie zur Raritätenkammer für gekhafte Stubenschwitzer und Pedanten zu machen. Ich würde die alten Legen-

genden voll abgeschmakter Märchen und Ungereimtheiten aus meinem Bücherschrank verweisen, und ihren Platz für Fleuri, Bossuet, Jerusalem bestimmen. Ich würde Naturrecht und Philosophie studieren, und aus dieser und dem Evangelium meine reine Sittenlehre schöpfen, nicht aus Busenbaum und dem Schwalle verderblicher Moralisten. Ich würde mich im Nachdenken üben, über verschiedene Gegenstände schreiben, um meine Ideen aufzuheitern, zu ordnen, zu verbinden. Ich würde den Umgang aufgeklärter Männer suchen, um von ihnen zu lernen, wie man vernünftig und nützlich reden könne. Ich würde nicht auf jede Meinung meines Guardians und Lektors, nicht auf die jedes Sprechers, der sich einen zweideutigen Namen erschrieen hat, schwören, sondern jede Meinung nachdenkend prüfen, sie mit den ewig

wahren Grundsätzen der Natur vergleichen. Ich würde dem Aberglauben standhaft entsagen, und die Dummheit, wie die schreklichste Brandmarke meines Standes verabscheuen. Ich würde — Ach mit Freuden würd' ich thun, was sogar wenige unserer Prediger thun; und ich würde, hätt' ich auch dieses gethan, noch lange nicht die Stirne haben, mich einen Apostel zu nennen. — Und wir haben doch heut zu Tage so viele Apostel!

Bannfluch.

Ist eine von den starken rednerischen Figuren, bei der man, so oft man sie ausspricht, braun im Gesichte werden muß.

☆

Verdamme nicht, so wirst du nicht verdammet werden. Richte nicht, so wirst du nicht gerichtet werden. —

Gott

Gott von deinem Himmel! hast du es deinen Jüngern befohlen, daß sie den Menschen fluchen sollen? Hast du ihnen geflucht? — Nein! Segen und Wohlthun gieng vor dir her. Heiden und Publikanen genossen deine Wohlthaten; den büßenden Sünder nahmst du auf. Du kehrtest in dem Hause des wuchernden Zöllners ein, indeß du die Häuser der Priester fürübergiengest.

Wunder.

Jeder Prediger hüte sich, falsche Wunder und lächerliche Märchen und Geistererscheinungen, die er etwa aus der ersten besten Legende auflieſt, zu erzählen. Die Würde des Predigeramtes wird dadurch erniedrigt, und bittern Beurtheilungen preisgegeben.

— Nicht ich, aber Franz von Sales, ein heiliger Mann, und ein vortref= licher Redner giebt allen Predigern diese wichtige Ermahnung.



Re=

Reflexionen
über Wien
und dessen Schriftsteller.

Ille ſiniſtrorſum, hic dextrorſum abit: vnus vtrique
Error, ſed variis illudit partibus.

HORATIVS.

Bei diesen Reflexionen mag das gelten, was Lenz von seinen Anmerkungen übers Theater gesagt hat: „Es sind so einige Gedanken neben dem Todtenkopf auf der Toilette des Denkers.“ Sie wurden im Jahr 1783 geschrieben.

Der Gang, den das Schrifsteller-wesen seit einiger Zeit in Wien genommen hat, reizt das Auge des Beobachters, und giebt ihm zu einem ernsthaften Nachdenken Anlaß. Man sagt allgemein, das überhäufte Schreiben und Drukken bahne der Aufklärung einen Weg; und ich möchte insbesondere und für mich sagen, daß es der Aufklärung den Weg ziemlich versperre.

Schreiben ist eine sehr nützliche Sache. Es kann Kopf und Herz bilden, wenn die Schriftsteller vernünftig und bescheiden sind; wenn sie die Tugend aufrichtig lieben, und den Weg, der zu ihrem Tempel führt, eben so klug

als eifrig zu betreten, und andere dahin zu führen trachten. Der Beruf des Schriftstellers ist ein heiliger Beruf. Die Unheiligen sollten ewig davon ausgeschlossen werden, wie die egiptischen Priester die Ungeweihten von ihren Geheimnissen zurükwiesen.

Man muß, um dieses fühlen zu können, kein Flattergeist in der Litteratur sein, keiner von den Schwämmen, die heut wachsen, und morgen verdorren. Diese Insekten sind nur gebohren, um ein paar Stunden ihr Dasein zu genießen. Sie leben auf, schimmern mit ihrer bunten Farbe; sie verschwinden am Abend, und Niemand weiß mehr, daß sie da gewesen sind.

Was soll ich von unserm Jahrhundert sagen, wo alles so leicht, so rüstig hergeht; wo Narren Gesetze geben, und Schelme die Tugend predigen wollen? Eine verderbliche Pestilenz

lenz ist über die Menschheit ausgegossen worden. Ein wenig schaler Witz, und eine halbweg beredte Lippe stößt die Platos und Sokrates von ihren heiligen Sitzen der Weisheit.

Wer zu träge ist, ein nützlicher Bürger zu werden, wird ein unnützer Schreiber. Er läßt sich sein Papier, und seine Federkielen, und seine impestirte Tinte so theuer als möglich bezahlen. Das Volk, neugierig, wie alle Kinder Adams sein müssen, läuft hinzu, glaubt, das gedrukte Zeug sei Weisheit, liest, und wird noch zweimal dümmer, als es vorhin war.

Es wird nicht fehlen, daß ich hier ein Bild von dem gegenwärtigen Schriftstellerwesen in Wien entworfen habe. Es ist traurig, daß gute Absichten so selten erzielt werden, und daß der weiseste Monarch es nicht verhüten kann, daß Taugenichtse das Gute misbrauchen, was man nur

zum

zum Wohl des Volks gethan wissen wollte.

Ich gehe die Buchladen auf und nieder; ich frage nach den neuesten Werken. Man zeigt mir fliegende Blåtter, und ůberall fliegende Blåtter. — Ist der Geist des Denkens an der Donau gestorben, oder entflohen? Was ist es? Wo sind die Månner des Vaterlands, daß man ihre Stimme nicht hört? Ist Minerva ein Spott der Knaben geworden? Hat Vindobona alle Zierde verloren, die ihre weiseren Våter ihr ließen?

O Kaiser! das war Deine Absicht nicht, als Du die Fesseln des eingeschrånkten Denkens zerschlugst! Du wolltest Talent und Geist wekken; und die Frösche kamen an das Ufer, und die Sonne wich bei ihrem Quaken zurůk.

✠

Ein Schriftsteller muß kein Narr, aber auch kein Diktator sein. Es soll

in

in Wien Schriftsteller geben, die beides sind, und daher unbeschreiblich viel Unheil anrichten.

Es giebt einen Mann hier, den sie Fast nennen. Wenn Swift noch lebte, er würde ihn zu schwach finden, um ihn zu geiseln. Dieser Mann hat schon über hundert Bogen drukken lassen. Alles, was er schreibt, heißt katholisch, obschon die Katholiken sagen, daß es mehr als albern sei.

Fleischhakker haben geschrieben, und über die Stubenmädchen hat man Pasquille drukken lassen — alles im Namen der Aufklärung und der guten Sache.

Es haben sich Leute in das Reformationsgeschäft gemischt, die sich nie die Mühe nahmen, den Katechismus zu lernen. Getaufte und ungetaufte Juden haben reformirt. Katholisch genannte Protestanten und Nichtsdenker haben reformirt, Leute ohne Kenntniß

niß der Religion, ohne Vernunft und Einsicht haben reformirt. Das Reformiren ist der bon ton in Wien geworden.

☆

Ich würde über die Sitten in Wien unzufrieden sein, wenn es die erste Residenzstadt wäre, die ich gesehen habe, und noch mehr, wenn ich nicht wüßte, welche Rüksicht der Philosoph und der Menschenfreund auf die Schwäche des menschlichen Geistes, auf die tausend Oeffnungen der Sinne, auf den angebohrnen Hang zur Nachahmung, und auf die unzähligen Anlagen zu Thorheiten zu nehmen hat, wenn er Menschen beurtheilen und richten will.

Ich werde nicht irren, und Niemand wehe thun, wenn ich behaupte, daß in Wien, so wie in allen großen Städten, alle Laster, und alle Tugenden, alle verhaßte und liebens-

benswürdige Thorheiten ihren Sitz haben. Kann es anders sein?

O der menschenfeindlichen, undankbaren Arbeit, den Menschen zu sagen, daß sie lasterhaft, daß sie Thoren sein! Wer weiter nichts kann, als das, soll hingehen, und trachten, daß er ein guter Mensch werde und bleibe, weil so wenige es sind. Er hat hiezu die dringende Pflicht darum, weil er weiß, daß es so viele Lasterhafte, so viele Thoren von Menschen giebt.

So oft man über Laster und Thorheit eines Volkes klagt, klagt man den Monarchen an, der es beherrscht. Ungerechte Klage! Nur der kurzsichtigste Beobachter kann so klagen. Wär' ich Monarch, ich ließe jeden solchen Kläger sogleich auf den Thron hinsitzen. Er müßte mir das Volk, das ihm so lästerhaft, so thöricht dünkt, mit eins tugendhaft machen. Er müßte mir

mir den Stein der Weisen suchen, oder ihn schon besitzen, sonst ließe ich ihn auf die Bühne der Narren stellen, zum Spottgelächter des ganzen Volkes.

Nichts ist unerträglicher, als die philosophische verzerrte Miene so vieler Sittenverbesserer, die es durch ihren giftigen Alletagstadel verrathen, daß sie ungezogene Knaben sind, die jeden Vorübergehenden nekken, der nicht so ungezogen ist, wie sie. Was hilft es zu sagen: Du bist ein Thor! Ist es schon bewiesen, weil du es sagst? Und wer bist du, daß du es mir sagen darfst?

Es ist eine Schande für alles, was Philosophie und Menschenkenntniß heißt, daß so viele Sittenrichter die alltäglichsten, sündhaftesten Geschöpfe sind, die von der Sonne beschienen werden. Rachsucht, Galle, pasquillantisches Jukken in den Fingerspitzen, Armseligkeit in der Erkenntniß seiner

selbst,

selbst, Mangel an dem, was andre haben — das war so oft die elende Triebfeder von so unzähligen Moralkompendien, und so vielen bübischen Verhöhnungen, tadelsüchtigen Spöttereien, und satirisirenden Injurien, mit denen man oft ganze Völker beleidigte, ohne seine sträfliche Unbesonnenheit mit einem Worte zu rechtfertigen.

Es ist ein Gesetz der Natur, Niemand unangegriffen zu beleidigen. Wie könnt ihr, ewig plaudernde Sprecher im Publikum, euch erkühnen, ein ganzes Volk mit Vorwürfen zu beleidigen, das euch nichts that, als daß es eure Unverschämtheit gelassen duldet, und euch Brod giebt, daß ihr nicht rauben dürft? Wie könnt ihr ewig über seine Thorheit schreien, da diese Thorheit euch so oft Futter giebt, euch so oft glüklich macht? Warum über Laster, da ihr keinen

Finger rührt, das Laster zu verbannen, ihm wohl gar selbst in die Arme lauft, mit der Entschuldigung, daß ihr Menschen seid!

☆

Es soll Schriftsteller in Wien geben, die sich einen Ruhm daraus machen, alle erdenkliche Unhöflichkeiten auf ihr Papier zu häufen, und mit dem Publikum in einem Tone zu reden, daß es nicht leicht ein Sesselträger wagen würde, mit seinem Kollegen Stirn gegen Stirn so zu reden.

Dem ohngeachtet kauft und liest man solche Schriften, heißt den Autor einen witzigen Kopf, wohl gar einen Gelehrten. Welch eine gute Art Volks!

Hier würde ich, wenn ich Censor wär, strenger handeln. Wer seine Invektiven nicht mit den stärksten Gründen unterstützte, nicht Mittel anzeigte, wie dem bestraften Uebel abgehol-

geholfen werden kann, wer aus Leidenschaft, und hungrigem Interesse das Publikum mit Vorwürfen beleidigte, den würde ich von der Presse zurükweisen, und dahin schikken, wo man Sittsamkeit und Bescheidenheit lernt.

Ein ungesitteter, bitterer und ungeschikter Schriftsteller ist eine Geisel des Volks. Weil er ungesittet ist, bleibt vor seinen Angriffen nichts sicher. Weil er bitter ist, empört er und bringt auf. Weil er ungeschikt ist, überläßt er sich seiner blinden Tadelsucht, und schreibt Grobheiten, wo er witzig zu sein glaubt.

Ein hungriger Schriftsteller ist leidentlich, wenn er nicht stolz thut, und das Publikum nicht für seinen Subaltern ansieht, den er derb ausfilzen kann, so oft ihn sein Magen jukt. Der hungrige Schriftsteller soll durchaus das Tadeln und Spotten

bleiben lassen. Er muß nothwendig ausgelacht und verachtet werden, weil jedermann zu ihm sagen wird: hättest du satt zu essen, so würdest du jene nicht tadeln, welche satt zu essen haben. Man kann mit allem Recht behaupten, daß ein solcher hungriger Schriftsteller, der seine Feder zum Tadel spizt, ein ausgemachter Dummkopf sei.

Der hungrige Schriftsteller hat nur einen Weg, auf dem er gehen sollte, und auf dem er gewiß gehen wird, wenn er nicht zugleich hungrig an Vernunft ist. Er soll alles vermeiden, was persönlich ist; er soll nicht zanken und tadeln, denn das kann er nur als Dummkopf thun. Er soll, wenn er schreiben will, über wichtige Wahrheiten denken, neue aufsuchen, und Werke zur allgemeinen Belehrung und Besserung des Publikums zu Stande bringen. Er

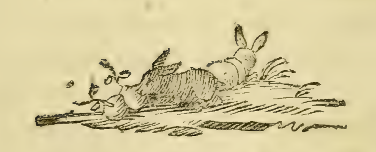
soll

soll Proben von seinen Talenten, und besonders von seinem Fleiße geben. Dadurch allein kann er sich Achtung und Beförderung versprechen. Aber hohnnekken muß er nicht.

Das Schriftstellerwesen als ein Handwerk treiben, ist Dummheit und Niederträchtigkeit. Nichts lernen wollen, und weil man wenig oder nichts weiß, nur spotten, ist eine Unbesonnenheit, die nur in einem Tollhause abgebüßt werden kann.

Armuth und Hunger ist keine Schande. Aber Faulheit und Grobheit ist eine; und wenn der arme, der hungrige Schriftsteller ein Geschäft daraus macht, Grobheiten zu schreiben, und was er durch seine geschriebene Grobheiten verdient, von Zeit zu Zeit in träger Ueppigkeit zu verprassen, so sollte sich der Staat von ihm, als einem schädlichen Auswuchs reinigen.

Ein aufgeblasener Schriftsteller ist nicht weniger dumm, als ein hungriger, der grob ist. Das ganze Publikum für seinen Stubenkameraden ansehen, ist eine Narrheit, und die höchste Ausschweifung des menschlichen Stolzes. Und doch sind so viele Schriftsteller solche Narren und eines so ausschweifenden Stolzes!



Des

Des
Teufels Wanderschaft.

Ex noto fictum sequar.

HORATIVS.

Dieser Schwank ward zu Wien im Jahre 1782 in der Brochüre Mönche und der Teufel gedrukt. Man hat dazumal fleißig darüber gelacht; und so hoffe ich, daß nun auch Niemand Aergerniß daran nehmen wird.



Wenn mir ein Wanderer auf der Straße begegnet, so kann ich ihn unmöglich vorbei gehen lassen, ohne ihm wenigstens eine glükliche Reise zu wünschen. Ich setze mich auch gern neben ihn unter den ersten beßten Baum, und höre mit Vergnügen etwas von seiner Geschichte erzählen. Ohne einen herzlichen Händedruk, und wenn meine Tasche nicht ganz leer ist, ohne ein kleines silbernes An-

denken laß ich ihn dann gewiß nicht von mir. Ist er ein Unglüklicher, so wein' ich auch mit ihm, und sammle alle meine Beredsamkeit, ihn zu trösten.

Unter den vielen aber, die mir je entgegen kamen, sah ich doch noch keinen, der in einem so seltsamen Aufzuge dahergeschritten wär, wie der liebe Mann, den ich dort jenen Berg herab kommen sehe. Den laß ich nicht vorbei. Ich seze mich unterdessen auf diesen Stein, und erwarte sein Fürübergehen.

Ein drolligter Geselle, in der That! Wie er an seinem Knotenstok daher tritt! Er scheint mit sich selbst zu sprechen. Die Miene sieht verzweifelt sauer.

Glük zu, guter Freund! wo geht die Reise zu?

„Ist da auch noch so einer, der mich im freien Felde scheren will? —

Laß

Laß mich meines Weges ziehen, Menschengesicht!“

Auf Ehre! so eins scheinst du nicht zu sein.

„Ich brauche das nicht. Ein Menschengesicht, und ein Schelm — ist da viel Unterschied, he?“

Komm, setz dich her zu mir. Nun kenne ich dich schon. Sei aber nicht böse. Behalt immer deine Hörner, und deinen Pferdfuß, wir sind darum doch gute Leute.

„Kennst du mich?“

Sei kein Narr! wie sollt' ich denn dich nicht kennen? Hab' ich dich nicht viele hundertmal gesehn?

„Nun wirst du mich aber nicht mehr sehen. Ein Schelm solls bei euch aushalten, verwünschte Gesichter!“

Ei wie so?

„Ich wollte, daß ich eure ganze Welt in meinen Tornister hätte stekken kön-

können. Ein Feuer macht' ich da auf freier Straße, und pülferte das Lumpennest zu Asche."

Das wär' aber auch so ein gescheider Streich! Sei kein Narr, kindischer Teufel — denn mit Respekt gemeldt, du bist ja der saubere Geselle?

„Nicht geneckt! der Spaß hat aufgehört."

Sei klug, und laß ein Wort mit dir sprechen. Weißt's ja, wir sind alte Bekannte. Dein Unglük geht mir zu Herzen. Aber sei auch gut, und erzähl mir, was du auf einmal vor verzweifelte Fata hast. Wahrhaftig —

„Fortgejagt haben sie mich — aber wo ich mich nicht räche" —

So was hätt' ich dir längst prophezeien wollen. Ich hab' dirs auch bisweilen still ins Ohr gesagt. Aber da wollte der Narr nichts glauben. — Nun wie denn eigentlich —

„Die

„Die Galle geht mir über — ich wollte dir gern erzählen — ach! ach! wie müde bin ich von dem Laufen! Rük zu, und laß mich niedersitzen.“

Setze dich armer Wicht! du brauchst Kräfte, wirst noch einen weiten Weg haben.

„Ja wohl weit. — Hör, du bist doch auch ein Kerl, der seinen Gang in der Welt macht. Scheint dirs nicht, daß es verflucht närrisch drinn zugeht?“

Närrisch, lieber Geselle, nur gar zu närrisch.

„Ich bin da dieser Tage, zum Beispiel, durch Wien passirt; du kennst ja den Ort?

Ziemlich.

„Hab ich jemal so viel Narrheit über einem Haufen beisammen gesehen, als eben in diesem Wien! die Leute scheinen mirs seit einiger Zeit außerordentlich weit gebracht zu haben.

ben. Ehedem trugen nur noch die Vornehmen ihre angeerbten Schellenkappen. Aber jezt giebts ja so ein allgemeines Geläute und Geschelle dort, daß mans auf 20 Meilen in die Runde hören kann."

Laß du Wien ungeneckt! was meinst du denn so überhaupt von den Menschen?

„Die Leute fangen freilich auch hinwieder an, sich ihre Köpfe auf den rechten Flek zu setzen?"

So!

„Ich seh's an deinem spitzbübischen Lachen, daß du schon weißt, was ich noch sagen will. Nun gut, wir sind hier unter uns. Mit dir darf ich offenherzig reden. — Ich läugne es gar nicht, daß ein großer Theil Narrheit in der Welt bloß durch mich, durch meinen Einfluß, und auf meine Rechnung getrieben worden ist."

Meinst du?

Aber

„Aber ich glaube auch ganz zuverläßig, daß auch ohne meine Gegenwart noch immer genug getrieben werden wird.„

Ich glaub's auch, lieber Teufel!

„Wenn ich alle die Streiche bedenke, die ich seit der Uebertölpelung der gelüstigen Eva auf der Erde angestellt habe — Ihr seid doch, bei meinem Pferdefuß! so ein albernes und dummes Gesindel untereinander, daß euch jeder Gek zu Hasenfüßen machen kann, so oft er nur will.“

Und doch hat man dich fortgejagt? Es muß nicht mehr ganz so sein, wie du da meinst.

„Genug, ich habe meine Freude daran, daß ich so lange Jahrtausende meine gute Rolle gespielt habe; und ich freue mich noch mehr, daß man nach meiner Auswanderung noch immer mit Schmerzen an mich zurükdenken wird. Du hättest nur überall

all dabei sein sollen, wo ich mich beurlaubte. Ich versichere dich, so ein Wehklagen ist noch nicht in deine Ohren gekommen."

Wo wurde denn am meisten gejammert?

„Dumm gefragt, wie ich höre. Als wenn du nicht wüßtest, wo ich von jeher am beßten gelitten war. — Die Pfaffen *) und Mönche — nur sehen und hören hättest du es sollen — die Leute waren untröstlich. Sie wollten mich durchaus nicht von sich lassen. Aber sie konntens nicht wehren, sobald die vermaledeite Vernunft mit ihrem ganzen Ernst auf mich zugieng, und mich meiner Wege jagte. Eine ganze Legion von ihnen hat mir bis an jenen Berg hin das Geleite gegeben, und einige, die es gar

*) Wohlgemerkt, daß hier der Teufel spricht.

gar gut mit mir meinten, zogen noch obendrein ihre Kutten aus, warfen sie mir über die Schulter, und beschwuren mich bei diesem theuren Andenken, daß ich ihrer nie vergessen, und, sobald die Zeit sich wieder besser fügen sollte, in ihre alten Dienste treten möchte. Da trage ich eben den Plunder mit. Ich denke, wenn er mir zu unbequem wird, werfe ich ihn in den ersten nächsten Fluß."

Du hast ja auch einen kleinen Tornister auf dem Rükken hängen. Was für Raritäten hast du denn dadrinn?

„Lauter Amulete, guter Freund! Lukaszettel, Fieberbrode, Karmelitergürtel, u. d. g. Wozu sollte ich den Leuten das Zeug lassen, wenn ich nicht mehr bei ihnen bin? Ohne mich hilft ihnen der Plunder ohnedem zu nichts. Auch ein paar Exorzismen hab' ich mir weggestohlen, damit ich doch bisweilen einen kleinen

Spaß in meiner Einsamkeit habe, wenn ich alle diese schöne Denkmäler der menschlichen Thorheit betrachten kann."

Nun glaub' ichs, daß es ein erbärmliches Geschrei hat geben müssen, wenn du so aufgeräumt hast. Ein übler Streich! Was werden denn die Mönche nun anfangen?

„Was? auch fortschikken wird man sie. Sie stehen ohnedem schon mit der Mütze und dem Stabe in der Hand reisefertig. Ich glaube, wenn ich einige Tage hier sitzen bliebe, sie holten mich noch ein. Aber ich will nicht. Ich will mit den Leuten nichts mehr zu thun haben. Ich hab' ihnen lange genug einen Narren und einen Nothhelfer abgegeben. Können sie mich nun nicht mehr schützen, so mögen sie auch sehen, wo sie bleiben. Sie können sich um einen andern Narren umsehen."

Aber

Aber so einen, wie du bist, kriegen sie doch kaum wieder.

„Sie sollens nur versuchen! ich denke auch, nein. Wenn thut das so leicht einer, und läßt sich durch ein Stükchen Papier und durch eine Litanei barbarischer Worte aus einer Kuh oder einem Esel treiben? Oder wer ist so ein gutherziger Thor, und kriecht eben darum einem Schwein in den Magen, damit der andre seine Zauberkünste an ihm produziren kann? — Ich hab' oft aus Zorn einen beim Bart erwischt, wenn er sich nach seiner Gaukelei gar noch hinstellte, und sich anräuchern, und für einen Heiligen anbeten ließ, weil der Schelm eine bloße Schelmerei durch mich und meinen guten Willen gemacht hatte."

Hast du oft solche Abentheuer mitmachen müssen?

„Frag nur die Braunen und die Schwarzen, die können dirs schon erzählen, wenn sie ehrlich sind. Wenns so viele Teufel gäbe, als ich Bauern und andre liebe Einfalten habe betrügen helfen, ich versichere dich, mein Regiment sollte es mit dem der Vernunft blutig aufnehmen. Aber das ist noch das wenigste. Ich hab noch ganz andre Bokstreiche machen müssen."

Zum Beispiel!

„War das nicht was infames, daß ich mich von jeher durchaus in der abscheulichsten Positur mußte abkonterfeien lassen? Da sollte und mußt' ich durchaus dem gräßlichsten Gespenst ähnlich werden, da ich doch sonst, ohne Ruhm zu melden, ein ganz hübscher Kerl war. Von den verdammten Hörnern und meinem häßlichen Pferdehuf hatt' ich mein Tage nichts gewußt. Aber mit dem verwünschten Gepinsel hab' mich an meinen eigenen

nen Abbildungen so versehen, und mich so daran geärgert, daß mir zulezt leibhafte Hörner zum Schädel herausgewachsen sind. — Und wenn ich mich darüber um den Kopf bringen sollte, so müssen sie mir herunter! — Knaks! sie sind glüklich abgebrochen."

Bravo! stehst noch einmal so hübsch aus. Aber höre, ich hab' dich ja sonst auch mit einem langen Schweif herumlaufen gesehen; wo ist denn der hin?

„Den hab' ich mir bald am Anfang meiner Wanderschaft weggerissen. Weil ich den Bettel auch nicht mehr brauchte, und weil er mich im Laufen zu sehr in die Beine schlug, so schaffte ich den inkommoden Unform weg. Ich geh so viel bequemer und hurtiger."

Ich will's glauben.

„Ich weiß am besten, wie die edle Rüstung, in der ich immer auftre-

ten mußte, mich jederzeit geschoren hat. Aber es stund einmal in meinem Kontrakt, und ich durfte nie eine andre Uniform tragen. Ich weiß, daß ich mich einigemal ein wenig modester tragen wollte. Aber sobald nur meine langröckigten Zuchtmeister die Revolution bemerkten, hatt' ich meine derbe Lektion auf dem Rükken."

Armer Schelm!

„Da ist viel zu bearmen und beschelmen! Aber ich bin freilich nicht so dumm, daß ich nicht zugleich hätte einsehen sollen, warum man mich just so ausstaffirte. Meine Leute wollten einmal heilige Ritter sein, und so glaubten sie, je abscheulicher und fürchterlicher sie ihren Popanz machten, an dem sie rittern wollten, desto herrlicher und wundervoller müßte ihr Triumpf ausfallen."

Das macht ihrer Klugheit Ehre.

„Da

„Da spannte mich bald einer an den Pflug, und akkerte mit mir. Bald band mich ein andrer in einem gemauerten Loche an, und präsentirte mich den Sündern. Bald hatte einer seinen Spaß mit mir, und ließ sich von mir im Gebet nekken. Bald ward ich zur Mitternacht da oder dort herumgeschikt, um furchtsame Leute aus dem Schlaf aufzuschrekken. Was mich aber immer am meisten verdroß, war, daß ich, wo ich nur hinkam, oder fortgieng, einen abscheulichen Gestank machen mußte. Die Leute mußten sich also nicht nur die Augen, sondern auch die Nasen vor mir zuhalten. Wenn ich aber zu reden anfieng, da war es schon gar aus. Jeder älteste Brummbär sang einen Diskant gegen meinen fürchterlichen Satansbaß."

Das ist wahr. Du warst immer ein fürchterlicher Kerl.

„Das glaub' ich. Nun aber auch die Dinge, die ich alle machen konnte, und nicht machen konnte! Die Leute mußten ja Respekt vor mir bekommen, wenn ich einem, zum Beispiel, den Kragen umdrehte, einen andern bei lebendigem Leib durch alle Lüfte holte, und in tausend Stükke zerriß, daß das Blut auf die Dächer regnete, und die Knochen auf der Straße herumfielen; wenn ich die Wolken verfinsterte, und Bliz und Donner, wie ein Gassenbube die Kieselsteine, aus meiner Tasche warf; wenn ich Häuser einriß, und dann Tag und Nacht darinn polterte; wenn ich steinerne Säulen über das Meer trug, und Kirchen damit einschmiß; wenn ich die Erde aufwühlte, und die Sünder mit Roß und Wagen, zu Fuß und zu Pferde in den Abgrund hinunter purzeln machte."

Lau=

Lauter große Werke! Ich weiß, daß du dir großen Ruhm damit erworben hast.

„Ruhm, und Ehrfurcht. So was ließ ich denn nun die Leute mit eignen Augen — sehen, um mir und meinen Meistern das Privilegium zu verschaffen, daß wir dann um so unverschämter von allen den andern Dingen, die ich noch gethan hätte, oder thun könnte, oder thun würde, lügen dürften. Ich erinnere mich noch, als wenns von heute wär, wie ich unter hundert andern Legendenschreibern, besonders dem weltberühmten Pater **Martin von Cochem** zu Diensten stehen, wie ich täglich einige Stunden in seine Zelle kriechen, mich zu ihm setzen, und so viel ich nur konnte, ihm vorlügen mußte, und er das Zeug dann für ächte und heilige Waare in die Welt hinausschikte, als wenn jeder Buchstabe von der selbst-

eignen Hand der Wahrheit wär gestempelt worden."

Sieh, da hast du mir ein großes Räthsel aufgelößt. Ich wußte immer nicht, und gewiß sehr wenige wissen es bis auf diese Stunde, wie belobter Pater Cochem, Gott hab'ihn selig! zu all' den kräftigen Nachrichten von dir gekommen sein möchte, die er in dikken Büchern zusammen gestoppelt hat. Also bist du der saubere Geselle gewesen, der ihm alle die schönen Raritäten aufgehängt hat! An diesem Streiche erkenne ich dich, wer du bist.

„Fast kein Jota, sag' ich dir, das nicht von mir gekommen wär. Mitunter kramte er wohl auch seinen eignen Witz aus. Aber du magst sicher glauben, daß er selten was kluges zusammen brachte. Nur blos das Dümmste, was du unter seinen Schwänken findest, ist aus seiner Schmie-

Schmiede — Und siehst du, das waren eben auch die sichersten Mittel, wodurch sich meine heiligen Ritter bei dem andern Volke in Würde und Ansehen zu setzen wusten. Das Volk lief vor mir auf viele tausend Schritte, segnete und kreuzigte sich vor mir; sie aber spielten mit mir, wie mit einem zahmen Hündchen. — Die Schatzkammern und die Bäuche dieser lieben Ritter wissen es am besten, wozu ich ihnen gedient habe. Mit einem Worte: bin ich weg, so ist auch ihre Ritterschaft, ihr heiliger Geruch, ihre Gewalt, ihr Geld, und ihre dikken Bäuche — alles das ist —"

Du willst sagen, beim Teufel!

„Bei mir, ja bei mir ists, ich kann es kek behaupten. Wenn sich das Volk nicht mehr vor mir fürchtet, so mögen nur die lieben Herren ihre Ritterschaft an Nagel hängen, und statt ferner zu betrügen, sich über ihre

re verdorbene Taschenspielerey auslachen lassen. Ich verliere sehr wenig dabei, denn ich kann sagen, daß ich durch so lange Zeit, da ich in diesem Brod gestanden bin, aller der Narrheiten schon ziemlich überdrüßig geworden bin. Es ist doch am Ende nur immer das nämliche Einerlei."

Gut, so weit Freund Teufel! deine Offenherzigkeit gefällt mir. Ich bin mit deiner Beichte zufrieden. Damit dir aber das Maul nicht gar zu wehe thut, und damit ich dich nicht zu lange von deiner weiteren Reise zurükhalte, so möchte ichs wohl gern hören, wenn du mir auch in Eil noch etwas aus der übrigen Welt erzählteſt. Wie meinst du, wird es da aussehen, wenn du ihr nun den Rükken kehrst?

„Ich meine, es wird nicht gut aussehen, und das Geschrei und das Wehklagen, das ich über meinen Abschied

schied gehört habe, läßt mich glauben, daß meine Meinung keine leere Prahlerei sein mag. Bedenk einmal, wer soll nun der geduldige Esel sein, dem man, wie mir, künftig alle seine Spizbübereien und Schurkenstreiche auf den Hals wird laden dürfen? — Du Teufel du, sagte man sonst, wenn man auf einer Schurkerei ertappt wurde, das hast du wieder gemacht. Die Ausflucht war allesfalls nicht übel. Aber prosit! von nun an sollt ihr mir alles auf eure eignen Hörner nehmen. Ich will mit euch allen nichts mehr zu schaffen haben."

Du wirst ja ordentlich böse?

„Soll einer auch nicht böse werden, wenn er so lange der Narr für andre war, und am Ende den Lohn davon hat, daß sie ihn sans façon fortschikken. Komme mir nur noch einer, und mache mich zu seinem Lastvieh, ich will ihn fenstern. Merk dirs,

und

und mögen sich's alle merken, die es angeht: — Wenn künftig eine Frau ihrem Mann Hörner aufsezt, und sie wollte sich hernach beim Examen damit ausreden: der böse Geist hätt' es ihr eingegeben, er hätte sie verblendet — so glaubt ihr keine Silbe mehr! was vorhin bisweilen geschehen sein mag, ist vorbei. Jezt hat eine jede ihre eignen Augen, oder wenigstens ihre Brille. Sie soll sie sich besser schleifen lassen. Kurz: Ihr alle, lieben künftigen Hörnermänner! an mir sucht ja keine Schuld weiter. Eure Weiber allein, blos eure Weiber haben künftig die Schuld, wenn sie euch krönen."

Die armen Weiber!

„Wenn ihr künftig jemanden reich werden seht, so hütet euch, zu sagen: der Teufel hätte ihm einen Schatz gebracht. Ich weiß, daß ich mitunter friegebig gewesen bin. Aber von nun an

an verlaßt euch darauf, daß so ein Kerl sich seinen Reichthum entweder gradezu gestohlen, oder nach und nach den Armen aus dem Leder geschunden haben muß; denn von mir kriegt keiner einen Heller mehr."

Im Ernste? —

„Wenn künftig einer Lust bekäme, sich mir zu verschreiben, oder das Christophelgebet zu bethen, so laßt dem Narren zu Ader. Er soll sich eben so lieb an einen Fluß setzen, und warten, ob ihm ein Hecht oder Karpfen Wechsel und Banknoten bringen wird."

Sehr streng, lieber Teufel!

„Wenn künftig ein Advokat seinen Proceß in lange Jahre hinauszieht, euch um euer Geld betrügt, seine Causas verdreht, und ihr euch überreden wolltet: der Kerl sei vom Teufel besessen, so seid ihr Esel, ausgemachte Esel! Von seinem Geiz, von seiner Schikane ist er besessen, und

an-

anstatt mich aus ihm zu bannen, hängt dem Kerl einen Stein an den Hals. Ich will künftig mit keinem Advokaten mehr etwas zu thun haben."

Gut gesprochen!

„Wenn ihr künftig die gelehrten Mauldrescher über mich und mein Wesen zanken hört, so werft ihnen die Dintenfässer an den Kopf, oder präparirt ihnen eine gute Dosis Nieswurz. Ich hab das Geschlecht, das auch sonst schon so viel Unsinn über mich geredt hat, von jeher nicht leiden können. Aber von nun an sollen sie mir nur gar vom Leibe bleiben, oder ich werde sie bemauldreschen, daß sie sich hinter den Ohren krazen sollen."

Bene! Nur muß ich dir sagen, daß du auf diese Weise manchen dikköpfigten Theologen um sein stärkstes Stük Gelehrsamkeit bringen wirst.

„Thut

„Thut nichts; so wird man sehen, daß so viele Dikköpfe ohne mich wieder zu Dummköpfen herabfallen, und also wieder das sein werden, was sie sonst waren.“

Nun weiter indessen!

„Wenn künftig ein graduirter oder ungraduirter Quaksalber Duzenden und abermal Duzenden das Maul mit Erde stopft, und euch dann bereden wollte, der Teufel hätt' ihm seine Praxim verdorben, so stopft dem Gesellen selbst das Maul. Vor Zeiten hätt' ich wohl bisweilen das Geschäft, daß mich solche Quaksalber, oder frohe Erben, oder meine heiligen Ritter zum Todtmachen aufdingten. Aber von heut an hat das Aufdingen aufgehört. Wo ihr einen die Länge hin zwischen drey Bretern liegen seht, so denkt, daß dieser drei einer das Stük Arbeit selbst gemacht hat.“

Sollen wir das?

„Wenn euch künftig ein konvulsivischer Narr begegnet, und Pater Gaßner und Konsorten wollten ihre Künste an ihm exerziren, so schikt Pater Gaßnern und Konsorten ins Tollhaus, und den Narren legt, wie sichs gebührt, in Ketten. Mit Pater Gaßnern und seines gleichen will ich keine Prozesse mehr haben.“

Wills ihm ausrichten.

„Wenn euch künftig ein Kaufmann mit verlegner Waare, mit leichtem Gewicht oder kurzem Maas fortschikt, so glaubt nur ja nicht, als hätt' ich ihm seine Waare verdorben, oder mich auf die Wage gesezt, oder ihn beim Messen an den Arm gestoßen. Die Herren verstehen ohnehin ihre Künste gut genug, ohne daß sie mich zum Gehilfen brauchen.“

Das dürftest du wohl so leicht nicht öffentlich sagen: aber noch weniger wollte ich michs unterstehen.

Ich

Ich weiß, wie ich einmal anprellte, als ich etwas ähnliches erzählte *).

„Wenn ich so ein Haase wär, wie du. Ist's etwa nicht die Wahrheit? Mich dürfte keiner schief ansehen, oder ich sagte ihm noch ins Gesicht: Herr, es kann schon wahr sein, daß ihr gar nothwendig in der Welt seid, und so lange nothwendig sein werdet, als die Menschen Kinder sein, und nach Kindereien haschen werden.

*) In meiner Schrift: Ueber die Juden und deren Duldung hatte ich einige Worte von den christlichen Kaufleuten einfliessen lassen, und das nahmen mir die Prager HH. Kaufleute so übel, daß einige an öffentlichen Orten in Prag dem Pasquillanten, der mich am tüchtigsten schimpfen würde, ansehnliche Preise versprachen. Die Folge bewies, daß diese Versprechungen ihre gute Wirkung gethan hatten.

Aber daß ihr nach den Advokaten die ersten Blutigel, und die ewigen Nimmersatte im Staate seid, das behaupt' ich auch, so wahr ich Teufel heiße."

Du kannst gut reden, weil du nun auf deiner Wanderschaft bist. — Aber hast du mir sonst nichts zu sagen?

„Wenn künftig ein gepuderter und parfümirter Stutzer zu Bekräftigung seiner Treue seinem Mädchen schwört: er wolle des Teufels sein; so schüttelt den Windbeutel bei seinem dikken Zopfe, und sagt ihm: daß ich ihn und seinen ganzen gepuderten Anhang nicht möchte, und wenn ich in einem Tage meine ganze Hölle mit der Nation anfüllen könnte. Die Kerls würden mir ja mit ihren Pomaden und Essenzen die ganze Hölle verpestilenzen."

Teufel! du kriegst gute Laune, wie ich höre. Aber weil du da just von Mädchen gesprochen hast, willst du über dieses

ses Kapitel nicht auch dein Testament machen?

„Bins zufrieden. Horch also: Wenn euch künftig ein paar schelmische Augen, rothe Bakken, ein voller Busen, oder — sonst was nekt, so laßt mich ungeschoren. Ich habe mich von allen Busen ausquartirt, und wenns euch doch nekt, so fragt mich, wenn ihr wollt, um die Ursache."

Ich möchte sie bei Gelegenheit hören.

„Und ihr Mädchens, wenn ihr künftig zu zeitlich das gemeine Beste und die Bevölkerungssache in thätige Ueberlegung nehmen wollt, so wißt, daß ich gewiß keine Stimme mehr bei der Ueberlegung habe. Soll sich nur eine unterstehen, und sagen: Der Teufel hat's gemacht! — Ich hab' oft genug den Vater auf mich nehmen müssen. Ich brauche von nun an keine Bastarten weiter."

Ein harter Punkt, lieber Teufel!

„Hart oder nicht hart! Ich will's einmal so. — Wenn künftig einer spricht: Hohl mich der Teufel, so denkt, daß der Kerl ein Poltron, oder verrükt im Kopfe ist. Es läßt sich gut sagen, hohl mich, wenn der Hohler längst davon geschikt ist."

Ich will's den Herren Officiers zu hinterbringen nicht ohnermangeln.

„Denen kannst du auch noch sagen: Wenn sie künftig Lärm zu machen haben, so sollen sie die Legionen und Millionen Teufel aus dem Spiele lassen. Ich empfehle ihnen mit vielem Nachdruk die Mordtausendschwerenoth, oder die Kreuztausendelementdonnerwetter! Es klingt immer pathetisch genug für die Heldensprache, ohne daß sie mich dabei brauchen."

Wird ihnen nicht angenehm sein. Sie halten große Stükke auf dich.

De=

„Desto weniger halt' ich auf sie, daß sie mich in meiner Krisis nicht besser in Schutz nehmen. Darfst mir aber auch nicht das Maul zu sehr mit Hönig schmieren. Ich kenne die Herren schon auch. Sie sind nicht viel besser als meine heiligen Ritter. Wenn diese mich zu heiligen Schelmereien brauchten, so mußt' ich jenen blos den gebührenden Respekt bei ihren Rekruten, und bisweilen auch bei ihren Mätressen verschaffen. Sonst hatt' ich eben nicht viel Kredit bei ihnen.“

Sind gar fürchterliche Leute!

„So fürchterlich eben nicht. Hab's ja erfahren. Freilich viel Geschrei, aber immer nur wenig Wolle. — Aber vergeß ich mich denn ganz? Grade, als wenn ich hier sitzen bleiben, und auf meine heiligen Ritter warten wollte. Mein Weg ist noch weit. Ich muß fort.“

Schon so bald?

„Hab mehr geplaudert, als ich wöllte. Was ich dir gesagt habe, merk dir, sag's auch meinetwegen allen Leuten, ich bin gar nicht dawider. Denk bisweilen an mich — das verwünschte Volk hinterm Berg drüben — marsch also!"

☆

Teufel ist Teufel, liebe Christen! Es ist also auch weiter nicht viel zu verwundern, daß er so schnell auffährt, und davon geht. Ich habe Mitleiden mit dem guten Narren. Gern geht er doch nicht. — Ich hab' dirs versprochen, daß ich an dich denken will. Ich halte Wort. Und hier hast du denn also auch, liebe christliche Welt, diesen Abschied in bester Form. Ein jeder denke nun für sich selbst, was er dabei gewinnt oder verliert, daß der schwarze Geselle auf einmal seines Weges hat ziehen müssen. Ich wenigstens hätte nie geglaubt,

glaubt, daß der Teufel, vor dem ich mich einst als Knabe so jämmerlich fürchtete, mir noch jemal mit einem Wanderstabe begegnen, und mir seine Noth klagen würde. —

Wie, er kömmt noch einmal zurük? Was soll das? —

„Hörst du, noch eins, das sollst du dir noch merken: Wenn dich einmal jemand fragen sollte, wo die Ehrlichkeit, die Redlichkeit, die Treue, der Gehorsam aus der Welt hingekommen sein mögen, so sprich: du seiest auf diesem Flekke da einmal einem gewissen Manne begegnet, und der hätte ein groß Stük davon unterm Arm gehabt. Verstehst du?" —

Geh Dieb! ich wollte, daß ich's nicht verstehen müßte. —

Er geht, und singt sein Wanderslied:

So zieh' ich nun von hinnen,
Und meiner Heimath zu,
Will wieder'n mal gewinnen
Des Lebens beßre Ruh.

Bin, traun! des Gaunerns müde,
Und suche mein Quartier,
Und wünsch' euch allen Friede,
Und schaffe Frieden mir.

'Hab gnug herumgehauset
Auf Erden weit und breit,
Und Leute gnug geschmauset
In alt und neuer Zeit;

'Hab Narrheit gnug getrieben,
Und Narrheit gnug gesehn;
'Hab's ferner nicht Belieben,
Will meiner Wege gehn.

Sind ohnehin der Thoren
Auf Erden gar so viel,
Und giebt's von Eselsohren
Solch bunt und kraus Gewühl;

Und

Und gehn in Gold und Seide,
  Und Lumpen kreuz und quer
Auf fett' und magre Weide
  Die Schurken schaarweis her;
Und sind von List und Lügen
  Fast alle Köpfe voll,
Und ist zum fein betrügen
  Kein Dummkopf mehr zu toll;

Und sind die heut'gen Frauen
  Verbuhlt ins Männerspiel,
Hochmüthig wie die Pfauen,
  Und launisch wie April;
Und ist die Treu der Mädchen
  So eisenfest, und steht —
Trotz einem Spinnenrädchen,
  Das sich in Wirbel dreht;

Und löffeln Junggesellen
  Und Männer da und dort,
Und schlüpfen wie Forellen
  Kaum ein, und wieder fort;

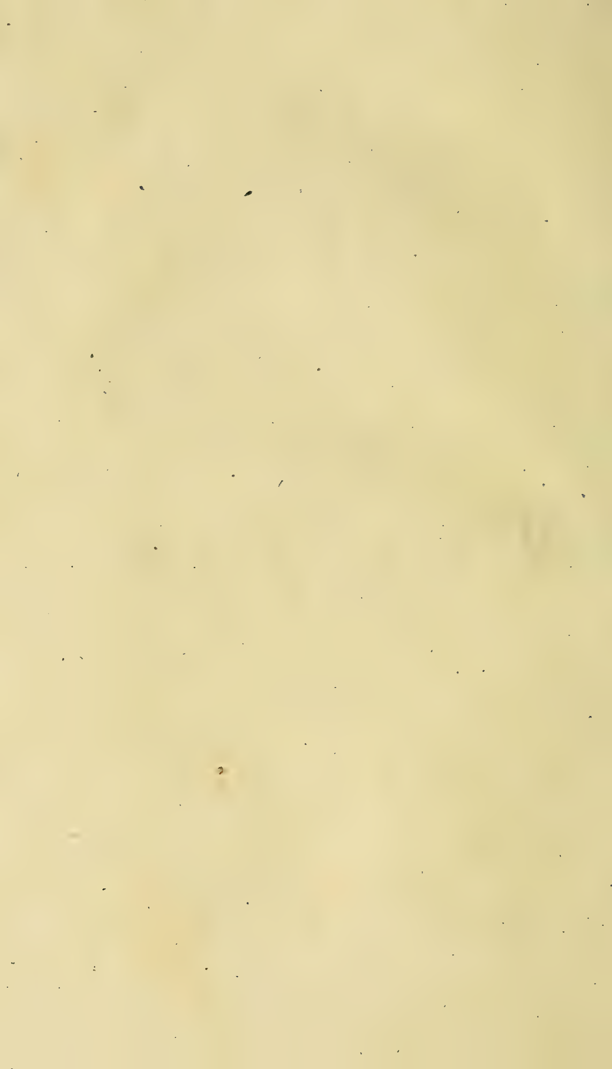
Und

Und ist — Genug, auf Erden
Gehts bunt und drüber her,
Wird auch nie besser werden,
Nur stündlich närrischer.

Drum mögen Welt und Thoren
Nur bleiben, was sie sind:
Habt eure Eselsohren!
Laßt mir nur meinen Wind;

Er führt mich guter Wege
An friedlich sichern Port;
Drum bin ich auch nicht träge,
Und mach' die Reise fort.

Ein
Projekt.



Ich hätte gute Lust ein galantes Projekt zu machen. Ich mein'es mit dem Staat und seinen gesitteten Bürgern gar zu gut.

Das Modegeschrei über Mönche und Nonnen will mir nicht aus den Ohren. „Unsre Nonnen sind unbrauchbare Geschöpfe. Laßt sie in die Welt zurük, schreit alles mit erhizter Lunge. Gebt ihnen Männer. Laßt sie Kinder zeugen, Kinder, so viel als möglich. Wer sie ernähren wird, diese Kinder? — Der himmlische Vater sorgt ja sogar für die Blumen des Feldes. Gebt uns nur Kinder. Der Staat braucht Bürger."

Es

Es giebt Stunden, wo nichts amüsanter ist, als braven Unsinn zu hören. Man amüsirt sich mit diesem Unsinn, wie das Kind mit Kartenhäusern; und man sezt sich wohl endlich gar noch hin, und fängt an, diesem lieben Unsinn zu Liebe — zu denken.

Eben dieses Denken über das Nonnenwesen brachte mich dahin, mich zu fragen: Was soll doch aus den Nonnenklöster werden? — Und mich wundert's, daß noch Niemand öffentlich sagen wollte, was am nützlichsten daraus zu machen wäre.

Ich hab' einen Einfall, den ich auch noch vor der Hand als das Kind meines Geistes betrachte, und er gefällt mir so wohl, daß ich, weil ich eben nichts bessers zu thun habe, mich hersetze, und einen kleinen Plan zu einer gewissen modernen Anstalt daraus machen will.

Ich kann es einmal nicht leiden, daß man in Abhandlungen und Gedichten das alte alberne Lied so unaufhörlich daherleiert: die Nonnen müßten absolut heurathen, sie müßten Männer nehmen, Kinder zeugen — und weiß Gott, was sonst alles. Wer wie ein Schafkopf in Tag hineinredt, verdient Mitleiden, und so ist mein ganzes Herz für diese Leier von Mitleiden voll.

Fehlt's etwa so sehr an schönen und häßlichen, geschminkten und ungeschminkten, graden und krummen, alten und jungen Kandidatinnen zum heurathen in der großen Welt draußen, daß man die Bräutigams just nur in die Nonnenklöster auf die Werbung schikken müßte?

Laßt uns doch zuerst die armen Seelen bedenken, die nicht so gar sehr keuschheitssüchtig sein wollen, und die ihr Gelübde lieber an dem Altare schwören,

ren, wo ein freundlicher Nachbar an der Seite steht, und wo der Priester einen Segen spricht, der etwas nach **wachset und mehret euch!** klingt.

Warum sollen wir aus dem unfruchtbaren Boden halbverdorrte Stämme borgen, um sie in den Boden, der an fruchtreichen Stämmen ohnehin Ueberfluß hat, zu überpflanzen? Warum sollen jene im neuen Boden grünen, und die schon grünenden auf ihrer eignen Muttererde verdorren? —

Man weiß es ja auch: die guten Seelen haben durchaus keine Lust zum verdorren. Sie wollen ihr Talent brauchen, wie's recht ist. Fleisch und Blut, flüstern sie im Stillen — und wieder Fleisch und Blut! — Nun gut! Man muß also für sie sorgen. Wer kann wider Fleisch und Blut? —

Wenn Wünsche Pferde wären, gienge kein Mensch zu Fuß, sagte, glaub' ich,

ich, Herr Sancho Pansa, glorreichen Andenkens, oder irgend ein andrer Ehrenmann. — Wenn's genug wåre, daß die Mådchen in der Welt heurathen wollen, und wenn dieses Wollen schon so viel als Kånnen hieße, so můßte wohl jeder Buchstabe, den ich da zum beßten dieses Wollens, und Kånnens schreiben will, verdammt sein.

Aber eben solch ein Liedchen singt auch der große lange Chor unsrer Jůnglinge. Sie sagen auch: Fleisch und Blut, und wieder Fleisch und Blut — und doch můssen die guten Schelme ganz erbårmlich fasten. Soll man denn nun mit denen nicht auch ein wenig Mitleid haben? —

Hagestolz sind sie gewiß nicht, und man darf ihnen mit Billigkeit den Vorwurf nicht machen, warum sie sich keine zweiten Hålften beilegen. Ich versichre: Nur einen Schatz in meine Hånde, davon ich jedem Jůngling

zehntausend Thaler zur Stelle einhändigen könnte; morgen hätten wir zehntausend Hochzeiten.

Nicht die Natur ist's also, die sie unfähig macht, die Freuden und Leiden des Ehestandes zu tragen. Die Kräfte des Goldes und Silbers wohnen ihnen nicht sattsam bei. Mangelten ihnen die Kräfte der Natur, wozu brauchte man B***, und was diesen anhängig ist? —

Ernsthaft gesprochen: die Ausschweifungen der Jugend sind die natürliche Folge des Zwanges, in welchen die feurigen Triebe des Jünglings gepreßt sind. Er will Mensch sein, und kann es und darf es nicht sein. Er sucht Auswege, und geräth auf unglükliche Irrwege.

Schon manche einsame Mitternachtsstunde fand mich in dieser traurigen Betrachtung, und indem ich das Schiksal dieser armen Leidenden bekla-

klagte, dachte ich auf Mittel, dem Unheil einen Damm entgegenzusetzen. Ich träumte da freilich viel, und fast immer. Sei es! So will ich auch izt mit wachenden Augen träumen. Genug, in meinem Kopfe arbeitet sich ein Plan hervor, der mich recht belustigen wird, wenn ich ihn erst schwarz auf weiß werde lesen können. Er soll aber nur mich belustigen. Ich brauche keine Mitlacher. Aber nur belustigen? — Was sonst. Wenn ich Monarch wäre, da wüßt' ich wohl, was ich thäte.

Ich meinte also so: Aus meinen lieben Nonnenklöstern machte ich Pflanzstätten für junge — Frauen: denn wohlgemerkt, es müßte mir alles gar honnet und züchtig hergehen, wie weiter unten mit mehrerem zu ersehen sein wird.

Also **Pflanzschulen für junge Frauen** macht' ich aus meinen

nen Nonnenklöstern. Das ist mein Wort.

Das ganze Heurathswesen müßte mir sonach von dieser Stunde an in ein ganz neues Sistem gebracht werden. Man höre, wie? —

Mönche und Nonnen müssen, ehe sie für ihre Möncherei und Nonnerei tüchtig befunden werden, ein jähriges Noviziat aushalten. Wenn wir glauben, daß ein Mann für die Welt so wichtig in seiner Art ist, als ein Mönch, und eine Frau, wie eine Nonne, so begreif' ich nicht, warum man noch keine Noviziate für junge Männer und Frauen gestiftet hat. — Basta! ich will zur Probe einige stiften.

Unterdessen also das erste beste leere Kloster zur Hand genommen! Ich suche mir einsweilen zwanzig Mädchen aus, die führ' ich hinein. Wohlgemerkt: diese zwanzig müßten aber

jun=

junge, und hübsche Mädchen sein, obschon ich es den alten und häßlichen verspreche, daß ich ihrer mit der Zeit schon auch denken werde. Ehe ich sie aber hineinführe, red' ich so mit ihnen:

Liebe Kinder! wollt ihr heurathen?

Laut eben nicht, aber mit Minen und Gebärden, und besonders mit den Augen sagen alle einstimmig:

„Ja!“

Habt ihr denn so was, was man Liebhaber nennt, im Vorrath?

„Ach ja, genug!“

Sind sie auch brav — denn daß sie euch gefallen, das will ich nicht erst fragen.

„Ach ja, recht brav!“

Warum habt ihr denn also noch nicht Hochzeit gemacht?

„Lieber Gott — Hochzeit“ (die guten Mädchen werden freilich bis an

die Fingerspitzen roth über meine Fragen, sprechen aber doch ziemlich offenherzig) „wir möchten schon Hochzeit machen, wenn nur — wenn nur — "

Woran fehlt es denn also?

„Unsre Liebhaber sind lauter arme Schelme, sie haben kaum für sich allein zu leben, wie sollten sie uns erst ernähren!"

Das ist freilich hart. Ich wüßte wohl so ein kleines Mittel — ein ganz hübsches Mittel —

„O welches — o was für eines?"

Ja ich fürchte nur, das es euch nicht recht gefallen möchte. Ich thäte zwar, was ich könnte —

„O sagen Sie nur — sagen Sie nur — "

Ihr solltet eure Liebhaber bekommen — ihr solltet Hochzeit machen!

Den

Den guten Dingern funkeln die Augen vor Freuden — sie sehen einander halb verschämt, halb erstaunt an.

Es ist mein völliger Ernst. Ihr sollt Männer kriegen, eine jede den ihrigen.

„Wäre das möglich — o Gott — wär's möglich!“

Mit einem Worte: ihr sollt eure Männer haben, ihr sollt sie gewiß haben — Allein unter gewissen Bedingungen, die eben nicht schwer sind, wenn ihr anders zärtlich liebt.

„O welche — welche — alles in der Welt, auch das schwerste!“

Wie gefällt euch dieses Gebäude?

„Das ist ja ein Kloster!“ (mit einer sichtbaren Bestürzung.)

Es war ein Kloster. Izt ist's keines mehr.

„So weit — nicht übel.“

Es muß euch aber gut gefallen — denn — hier solltet ihr einige Zeit leben.

„Also Nonnen werden?“

Nicht Nonnen. Die Nonnen sind ja daraus geschikt worden.

„Also was denn?“

Als die Frauen eurer Männer sollt ihr darinn leben.

„Auf immer?“

Nicht doch. Nur auf einige Zeit, wie die Umstånde sich fůgen werden: einige Monate — ein halbes Jahr — ein ganzes — zwei Jahre — hôchstens drei.

„Aber eingesperrt werden wir recht sein?“

Nur so, wie es einer sittsamen, tugendhaften Frau, und einer treuen — Mutter geziemt. Die Welt soll euch nicht verschlossen sein, aber ihr sollt eure Herzen nicht ganz der Welt opfern. Ihr werdet euch mit andern Men-

Menschen freuen, aber in dem beständigen Taumel rauschender Lustbarkeiten sollt ihr euch nicht ersäufen. Menschen werden zu euch, und ihr zu Menschen kommen, aber wo möglich, nur die besseren.

„Und unsre Männer —"

Sollen blos eure Männer, und zwar die einzigen sein.

„Werden sie, aber bei uns sein?"

Nicht immer.

„Werden sie nicht bei uns wohnen?

Nein.

„Wo denn aber — wie denn —"

Das werdet ihr erst noch hören. Bis izt wißt ihr genug. — Zur Wohnung bekömmt jede zwei Zimmer, vielleicht auch drei. Immer zwei und zwei haben ein Kammermädchen zu ihrer Bedienung. Ihr speiset alle gemeinschaftlich. Auf Kleidung und andre häusliche Nothwendigkeiten bekömmt

kömmt jede 150 Gulden; wenn sie Mutter wird, 200 — Wie gefällt euch diese Einrichtung?

„Vortreflich — englisch!“

Weil ihr alle gute und tugendhafte Mädchen seid, so werdet ihr auch, wie ich hoffe, bald Freundinnen werden. Ihr werdet euch untereinander lieben, ihr werdet als Schwestern leben, und so wird es euch, auch dazumal, wenn euch bessere Freuden fehlen sollten, nie an häuslichen und schwesterlichen Freuden mangeln. — Eine ehrwürdige, liebreiche, menschenfreundliche Dame, welche die Welt kennt, welche Gefühl für Liebe und die Freuden des Lebens hat, wird eure Aufseherinn, vielmehr eure Mutter sein. Ihr werdet ihren Vorschlägen, ihren Erinnerungen gern Folge leisten, denn sie wird nicht wie eine hagre, mürrische,

bigot-

bigotte Aebtissinn eure Zuchtmeisterinn sein. Werdet ihr das?

„O mit tausend, tausend Freuden!“

Weil's die Mädchen nun selbst so wollen, und weil sie Freude an der Anstalt haben, so führ' ich sie in ihre neue Wohnung, und nächster Tage richt' ich ihre Hochzeiten aus.

Izt hol' ich mir auch die Liebhaber der Mädchen her, und mache ihnen mein Vorhaben, und meine Anstalt bekannt. Ich lege ihnen folgende Bedingungen vor, und wenn sie diese zu erfüllen versprechen, so kriegen sie ihre Mädchen.

Es versteht sich, daß meine Anstalt nur für diejenigen ist, welche außer Mitteln sind, sich, so gern sie's wollten, zu beweiben.

Sie sind gesittete, wohlgezogne, feine Jünglinge. Ihr Wunsch ist nicht Sinnenrausch. Ihr Herz flammt nicht

von

von wildem Feuer. Ihre Liebe ist die Liebe reiner und tugendhafter Seelen. Sie haben den ernsthaften Willen, nützliche Bürger, gute Väter zu werden. Solche Jünglinge such' ich mir.

Zwei Tage wöchentlich bringen sie, die Stunden ihrer Berufsgeschäfte abgerechnet, ganz in den neuen Pflanzstätten zu. Sie speisen gemeinschaftlich mit ihren Frauen, bleiben in ihren Zimmern, den Tag über, und auch — was will ich machen, lieber Gott! — auch bei Nacht. Außer diesem kann ein jeder seine Frau besuchen, so oft er will, nur nicht bei Nacht, und nie mit Abbruch seiner Geschäfte. Es würde die Strafe eines ganzen wöchentlichen Ausbleibens nach sich ziehen, wenn es je einer wagte, auch nur eine Stunde, wo er an seine Berufsarbeit gebunden wäre, bei seiner Frau zuzubringen.

Ich habe übrigens nichts dawider, daß diejenigen, die es im Stande sind, von ihrem wöchentlichen Einkommen so viel zu erübrigen, auch die Kost mit ihren Frauen gemein haben können. Sie zahlen für ihre fünf Tage, denn an den beiden privilegirten Tagen haben sie alles umsonst, für Mittags- und Abendkost zwei Gulden. Ich werde sorgen, daß alle durchaus gemeinschaftlich speisen. Es scheint mir viel besser, als daß sich die Männer in ein Wirthshaus setzen.

Daß ich sie nur zwei Nächte bei ihren Frauen lasse, hat seine sehr guten Ursachen. Meine Leute sollen einander nicht so bald satt werden, und ich meine, es ist eine herrliche Sache, wenn Liebende bei jedem Wiederkommen einander mit offnen Armen entgegen eilen.

Jeder von ihnen hat jährlich eine Zulage von 60 Gulden auf Kleidung

und

und anderweitige Nothwendigkeiten. Meine Leute müssen sich aber an gute Wirthschaft und Sparsamkeit gewöhnen. Ein Verschwender würde sich den Weg zu seiner Beförderung, wenn nicht ganz versperren, doch sehr erschweren.

Ich hoffe zwar vorgebeugt zu haben, daß mir meine Leute nicht nach unerlaubten Näschereien lüstern werden. Sollte aber einer auf Ausschweifungen und lüderlichen Streichen ertappt werden, so hätt' er sich einen halbjährigen Hausarrest zugezogen; er dürfte seine Frau diese Zeit über nicht sehen, und es stünde blos bei dieser, ob sie ihn nach dieser Zeit auf sein Bitten wieder in ihre Gunst aufnehmen wollte.

Bei Strafe dieses nämlichen Arrests soll sich kein Mann unterstehen, allein in dem Zimmer der Frau eines andern Besuch abzulegen.

In

In Gesellschaft mehrerer Männer oder Frauen kann es an den beiden privilegirten Tagen bisweilen erlaubt sein; an andern Tagen aber nie.

Keiner darf seine Frau ehe besuchen, bis er sich bei der Aufseherinn gemeldet hat.

Wer mit einem Kammermädchen Vertraulichkeit zu hegen Lust bekäme, setzte sich der Beschimpfung aus, daß er auf einige Zeit im Speisesaal an einem abgesonderten Tische essen müßte, als einer, der Gesellschaft anderer Tugendhaften Unwürdiger. —

Diese Bedingungen ohngefähr würd' ich meinen Jünglingen vorlegen. Wer sich nicht dazu verstehen wollte, könnte friedlich seines Weges ziehen. Es kann sein, daß ich deren noch einige bestimmen müßte. Bis ich die ordentliche Ausführung an-

fange, werden sie mir schon noch beifallen.

Einige andere allgemeine Bedingungen will ich indessen noch beifügen.

Weil ich meine jungen Pflegefrauen nicht für immer in ihrer halben Einsamkeit lassen kann, so müß ich sorgen, damit ich ihren Männern nach und nach auf einen standhaften Posten helfe, wo sie, mit der übrigen Welt, ihr Brod friedlich und hinlänglich zu essen hätten. Ich denke, wenn ich nur meine übrigen gewissen Plane noch ausführe, immer hinwieder einige Schlupfwinkel offen zu behalten.

Eine Frau, die sich einfallen ließe, aus Delikatesse ihr Kind nicht selbst zu säugen — es sollte sich's nur eine einfallen lassen! Ein Jahr müßte sie mir Wittwe bleiben, wie Amen! — Ich will keine Ammen.

Die

Die Aufseherinn hat jährlich 600 Gulden. Weil sie Wittwe ist, kann sie schon davon leben.

Die Aeltern meiner Mädchen wären deswegen, weil ich ihren Töchtern so leicht zu Männern helfe, eben noch nicht dispensirt, denselben die zuständige Mitgift zu verkleinern, oder zu entziehen. Dieses Geld wird auf Verzinsung ausgelegt, bis die Frau ihre Privatwirthschaft antritt.

Die ärmern, welche von ihren Aeltern wenig oder nichts zur Mitgift erhalten, werd' ich nicht mit leeren Händen abziehen lassen. Ich versprech' es ihnen auf mein Ehrenwort.

Müssig gehen dürfen meine jungen Frauen nicht, Zuerst müssen sie die Wäsche, die Nähterei u. d. gl. für ihre Männer besorgen. Nebst dem kann eine jede auf ihre Hand

durch

durch Frauenzimmerarbeit etwas verdienen, und also für künftige Zeiten einige Kreuzer auf die Seite legen.

Das Geschäft des Kochens liegt ebenfalls meistens diesen jungen Frauen ob. Immer zwei und zwei wechseln wöchentlich in Besorgung des Küchenwesens ab. Sie führen auch wechselweise die Aufsicht über die Speisekammer. Zum Einkaufen, Einheizen, und zur Säuberung der Geschirre werden einige Mägde bestellt werden.

Ausschweifendes, närrisches, und kindischkostbares Wesen will ich mir ernstlich verbeten haben. Die Kleider- und Puznärrinnen sind mir an der Seele zuwider. Fein sittsam, artig, etwas nach der Mode gekleidet, das seh' ich gern. Aber alle Tage andere Hauben, andere Spitzen, andere Perlen, andere Bänder

— Die

— Die Aufseherinn wird mir dafür stehen, daß solche Firlfanzereien unterbleiben.

Ein kleines Spiel erlaub' ich auch bisweilen, aber wahrhaftig nur selten, und um — Steknadeln. Ich weiß wohl, daß die Damen, Madamen, Frauen, Mamsellen und Jungfern in der übrigen Welt aufs Spielen entsetzlich verpicht sind. Die mögen in Gottes Namen ihre Rökke verspielen, ich kann's ihnen nicht wehren. Aber wo ich Herr bin, da leid' ich durchaus keine Tollheiten.

Ein gutes Buch kann auch bisweilen gelesen werden, aber nicht gar viel und gar oft. Ich werde in dieser Absicht eine kleine Bibliothek anschaffen. Die Aufseherinn hat den Schlüssel davon. Sie wird meistens nur denenjenigen ein Buch geben, welche an den unprivilegirten

Tagen nach dem Abendessen zu viel Langeweile haben. Sollte eine oder die andere gelehrt, das heißt, eine aufgelegte Büchernärrinn werden wollen, so kriegt sie kein gedruktes Blatt mehr in ihre Hände.

Korrespondenzen, Briefträgereien, Kammermädchenstreiche, dies und dergleichen will ich mir ernstlich verbeten haben. Ich werde der Aufseherinn über diesen Punkt ein wachsames Auge empfehlen.

Hölzerne Gitter will ich eben nicht vor die Fenster pflanzen lassen, denn ich mag keinen Arrest haben; aber ich würd' es dann auch gar gern sehen, wenn man nicht zu viel am Fenster stünde, besonders im Sommer. Der Teufel ist ein Schelm, liebe Kinder! Und Glas ist Glas, und ein Frauenzimmer ist ein Frauenzimmer, hab' ich wo gelesen.

lesen. Die Augen sind gar gefährliche Spione — —

So viel indessen. Wie gesagt, bis ich nur zur rechten Ausführung schreite, werd' ich mich schon noch besser zusammennehmen.

Ich freue mich aber doch wie ein Kind, daß ich, wie ich hoffe, indessen vierzig junge Leute glüklich gemacht habe. Die Mädchen haben ihre Männer, und die Jünglinge ihre Weibchen, und haben sie, wie ich glaube, so, wie die meisten unsrer größten und reichsten Männer und Frauen in der großen Welt sie nicht haben. Wenigstens hat jedes nur eins. In der Welt hat eins gemeiniglich zehn. Es ist freilich noch zu entscheiden, welches besser und angenehmer ist. — Die Franzosen preisen, hör' ich, das lezte.

Vierzig also hätt' ich so halb und halb glüklich gemacht? — Aber lieber Gott! das ist wohl nur ein sehr kleiner Theil von der großen, unübersehbaren Menge des jungen Volks, das ich so schmerzlich auch auf Erlösung passen sehe. Was hindert mich, daß ich diese alle nicht gleich glüklich mache! Ich brauche ja für diese vierzig nur jährlich 12000 Gulden, und so eine Kleinigkeit — Es soll geschehen. Freut euch, lieben Leute! Auch ihr sollt Hochzeit machen.

Ich hab' es mir einmal in den Kopf gesezt, ich will durchaus nicht, daß mir die jungen Leute in wilden Ausschweifungen verderben, daß sie dem H = = gesindel nachrennen, ihre besten Kräfte, und ihre Gesundheit um nichts und wieder nichts so jämmerlich verspielen.

Es ist beschlossen: mit den H = = en in die Donau, und meine gesunden

fri=

frischen Mädchen und Jünglinge in meine Pflanzstätten herein, sollt' es auch kosten, was es wollte!

Was für eine Freude, wenn dann wieder lauter gesunde, frische, starke, vergnügte Menschen auf Gottes Erde herumspazieren, und einem nicht mehr so viele ausgemergelte französische Gesichter auf allen Wegen entgegenkeichen werden!

Woher ich alle die Klöster nehmen, wovon ich alle meine Leute füttern, wo ich alle ihre Kinder hinthun werde? —

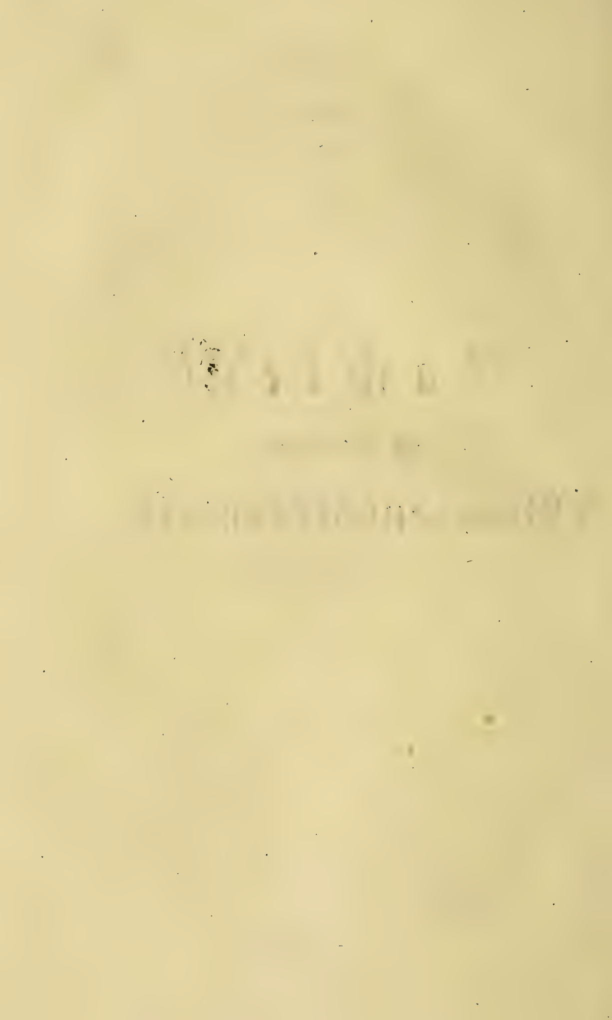
Für jeden andern, der das Geheimniß nicht weiß, aus unmöglichen Dingen mögliche zu machen, könnten diese Fragen etwas abschreckendes haben. Für mich haben sie es nicht, und auf der Stelle geh' ich hin, mir einen Zauberstab a la Diogenes zu bestellen. Bis nur dieser

einmal fertig ist, soll alles so frisch von der Hand weggehen, als wenn es — gezaubert wäre. Ich bitte also einsweilen, bis auf glükliches Wiedersehen, um Geduld und gute Hoffnung.



Nach=

Nachlese
zu manchem
Glaubensbekenntniß.



Bis die Welt gescheid wird, wird der liebe Mond noch ein Paar Gänge in der Runde machen müssen. Es will mir noch immer nicht recht darnach aussehen. — Was meint ihr andern dazu?

Dummheit und Aufklärung — Aufklärung und Irrthum — Weisheit und Narrheit! — die ewige Ebbe und Fluth!

Vergangene Jahrhunderte waren lauter Ställe für Esel und Gänse, das sagt uns heut jedes A B C Büchel.

Das heutige glorreiche Jahrhundert fährt, troz der Sonne, in einem hellstrahlenden Triumpfwagen daher;

her; hinten drein laufen die Schellenträger aus allen Nationen, und schreien, wie Besessene, den Triumpf ins Land. Wahrhaftig ein lustiges Schauspiel.

Ich für mich hänge am Jahrhundert, wie das Sandkörnchen an den Atlanten. Ich weiß zwar, was ich denke. Aber ob ich just denke, wie das Jahrhundert, das weiß ich nicht.

Ich denke z. B. daß die Apostel als ehrliche Fußgänger ihrem Amte mehr Ehre und heiliges Ansehen verschaften, als wenn sie mit italienischen Hengsten gefahren wären.

Ich denke, der liebe Gott hat den Menschen ihr Bischen Vernunft noch zu etwas besserem gegeben, als Unsinn für Wahrheit und Weisheit anzunehmen, weil's Isidor, oder Gratian gesagt hat.

Ich denke, das sind sehr alberne Leute, die sich das Kreditiv ihrer Selig-

ligkeit zu Rom, und nicht vielmehr in ihrem eigenen Gewissen bestellen. —

Ich denke, man muß sich noch nicht gleich auf der Ferse umdrehen, und seinen Lauf spornstreichs nach der Hölle nehmen, wenn ein liebreicher Vater seinen heiligen Fluch ausspricht.

Ich denke, weil wo geschrieben steht: Gebt Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist, daß vor allen die Statthalter der Kirche, zum Beispiel ihrer Kinder, den weltlichen Regenten geben sollten, was diesen gehört. Wenn sie auch im Besitz gewisser geschenkter Kirchengüter bleiben, so sollten sie wenigstens nicht in Staats- und Regierungsangelegenheiten ihre Köpfe an die Köpfe der weltlichen Regenten stoßen.

Ich denke, der mußte einen Rausch im Kopfe haben, der zuerst den Unsinn behaupten konnte, daß die bischöf-

schöfliche, oder päbstliche Gewalt sich zu der königlichen verhalte, wie Gold gegen Blei.

Wenn ich so denke, so weiß ich nicht, ob ich meines Jahrhunderts würdig bin; ob ich meine Rolle unter den Thoren oder Klugen, unter den Aufgeklärten oder Irrenden und Dummen angewiesen finden werde. Ich soll mich aber besonders hüten, lispelt mir mein Genius zu, daß ich nicht unter die Heiden und Publikanen geschikt werde.

Diese Sorge, lieber Genius, macht mir keine schlaflose Nacht. Ja, wenn unsre Mönche Inquisitionen hätten, dann hätte man zu sorgen: aber zum Glük oder Unglük werden sie heut selbst inquirirt.

Wird denn einmal ein Tag kommen, an dem alle Kinder der Erde sich gemeinschaftlich versammlen, die Wahrheit fühlen, sie erkennen, und

da

da sie sie erkannt haben, ihr nicht widerstreben werden? — Wie ich die Menschenköpfe kenne, so hätt' ich Lust, ein wenig zu zweifeln. Kömmt er aber jemal, so hab' ich doch auch recht, daß bis dahin der liebe Mond noch ein paar Gänge in die Runde wird machen müssen. Es giebt des Gesindels zu viel, das sich, aus Bosheit oder langer Weile, an die Quelle sezt, und sie verstopft, aus denen der Strom der reinen Wahrheit über die ganze Erde ausfließen könnte.

Ja wären diese Quellen nicht für so viele verstopft, das Licht der Wahrheit würde unstreitig bald über, und in alle Köpfe glänzen, und sie zu reiner und geprüfter Einsicht erwärmen.

Gewiß ists, so wenig ich gewohnt bin, in allen Dingen unser Jahrhundert auf die Schulter der vergangenen zu setzen, daß dieses Jahrhundert

wenigstens sehr vielen Menschen ihre Köpfe wieder gegeben hat, die sich zu gutglaubige Voraltern von den Helfershelfern aus dem Reiche der heiligen Spiegelfechterei hatten nehmen lassen.

Aber es mußte so kommen. Alles in der Natur hat seine Gränze, sein zweifaches Gewicht, also auch die Köpfe der Menschen. Sie können das Joch des Despotismus nur so lange tragen, bis es sie zu sehr aus ihrem Gleichgewichte ziehen will. Das Auge leidet einen dünnen Nebel. Aber wenn man es ganz verbinden will, so fühlt es seine Kräfte wieder, und sucht um so begieriger das Licht der Sonne.

Der freie Mensch empört sch gegen den politischen Despotismus, und der freie Geist gegen den der Irrthümer, des Aberglaubens, und der heiligen Gaukelei.

Die

Die Finsterniß, die über uns lag, fieng schon an, sich so zu verdikken, daß unsre Augen sie unmöglich mehr tragen konnten. Wir mußten uns wieder nach der Sonne wenden, wenn wir nicht ganz verblinden wollten.

Wem schlägt nicht sein freies deutsches Herz vor Unmuth, wenn er die Tage denkt, da ein Kaiser des deutschen Volks nach Rom wallfahrtete, Pantoffeln küßte, bei Aufsteigen des heiligen Pabstes den knieenden Stallknecht machte, und um Verzeihung seiner Sünden bat, weil er ehedem Mann genug gewesen war, seine Rechte gegen angemaßte Eingriffe standhaft zu vertheidigen?

Aber ich ziehe einen Schleier über die Vergangenheit. Die Nacht ist hinübergezogen, und wir blikken getröstet nach der aufgehenden Morgenröthe.

Nie ohne Thränen denk' ich deiner, grosser, vortreflicher Ganganelli! der gute, der aufgeklärte Christ segnet deine Asche. Dein Leben war für die vernünftige Christenheit eine unaussprechliche Wohlthat.

Pius sollte deinen Weg nicht verlassen. Aber was Joseph zum Wohl der Christenheit, und der vernünftigen Religion thut, und noch thun wird, hätten doch zehn Ganganelli, und zwanzig Pius nicht gethan.



Ueber
Liebe und Ehe.

Egbert an Hermann.



Vom süßen Genuß des freundlichsten Tages kehr' ich in meine einsame Zelle zurük, und sammle alle Gefühle der Wehmuth und des schmachtenden Trauerns, die mich auf meinem stillen Spaziergange begleiteten, in mein bewegtes Herz zurük. Wie glüklich waren diese wenigen Stunden für mich, denn ich lebte in einer glüklichen Welt, in den Armen der freundlichen Natur, die so gütig, und ich darf sagen, so verschwenderisch ist, wenn sie einen ihrer Lieblinge mit Trost und jugendlicher Freude beseligen kann!

Aber wie du mich kennst, so ist jeder Fußtritt gedankenreich für mich,

so wird mir oft ein Strohhalm, den ich am Wege aufhebe, ein Gegenstand von Ueberlegungen und Betrachtungen, und ich verliehre mich in Labirinthe, daß ich bisweilen meiner selbst zu vergessen scheine, und mein Nachbar mich erinnern muß, daß ich um der Freude willen ausgegangen sei.

Heut begegnete mir ein Mädchen und ein Jüngling, zwei liebe Seelen, dies sagten mir ihre Gesichter. Sie blikten mit so viel Seelenwärme sich an, und ihre Herzen schienen in jedes ihrer Worte, das sie sich mit heitrer Mine sagten, auszuströmen.

Da erinnerte ich mich einiger Freundinnen, die mir ehedem eine verwikkelte Frage zur Beantwortung vorlegten, und die ich bis diese Stunde noch nicht beantwortet habe. Die Frage ist es werth, daß man sich in einer einsamen Stunde mit ihr beschäftiget. Das hab' ich heut gethan.

Ich

Ich habe überdacht: warum die Liebe, jene in den Rosentagen der ersten Bekanntschaft so heilige Wärme, mit dem Tage der ehelichen Verbindung so sehr oft, wenn nicht ganz zu Grunde geht, immer doch fast in eine alltägliche Kälte herabsinkt.

Mit den Worten: erste Liebe, und nach einem Zurükblik auf die beiden Liebenden, die eben bei mir vorbei gegangen waren, fuhr mir eine Stelle eines gewissen Schriftstellers durch den Kopf, diese nämlich: Ich begreife nicht, wie zwei Liebende, deren Herzen in innigster Zärtlichkeit vereinigt sind, sich heurathen können! —

Ich weiß es, daß man diesen Schriftsteller wegen einer so sonderbaren Aeußerung ausgelacht hat, und auslachen mußte, weil — in so sehr wenigen Herzen so viel gereinigte Empfindung wohnt, um sich einige Gra-

de über bloßes Fleisch und Blut erheben zu können. Ich habe darüber nicht gelacht, und ich gebe die Rechenschaft, warum ich nicht lachen konnte, und warum ich mich darüber in einen Tiefsinn verlohr, der wenigstens an den eines Philosophen gränzte.

Sprich, mein Freund! welche Tage des armen mühseligen Lebens zählst du in die seligen und glüklichen? Mit der Hand auf dem Herzen bekennst du es: jene, wo eine liebende zärtliche Seele mir entgegen kam, und mein Herz sich Gefühlen öffnete, die es ehedem nicht gekannt hatte; wo die Natur sich rings um mich verjüngte, und ein Tag dem andern mit süßer Freundlichkeit die Hände zu meinem neuen Vergnügen entgegenreichte. — Könntest du mir hier widerspechen, so spare ich meine Anfrage bis in das sechste Jahr deiner Ehe; und dann magst du mir die Voreiligkeit meiner

Be=

Behauptung durch dein Leben, durch dein Seelenglük zu meiner Beschämung vergelten.

Ich habe nie das Glük der Ehe bezweifelt. Ich werde nie des Sinnes werden, als müsse die Ehe das liebende Herz nach und nach zur Kälte herabstimmen. Aber daß die meisten Ehen dieses Ziel gewinnen, das haben mich meine Augen gelehret, und daß dieser Wechsel des Herzens das möglichste Ding in der Welt sei, das beweisen mir die handgreiflichsten Gründe aus der menschlichen Natur, und aus den verschiedenen Verhältnissen unsrer Welt. — Laß mich, um meiner Behauptung einiges Gewicht zu geben, ein wenig ernsthaft hierüber philosophiren.

Jedes Menschenglük ist nichts weiter, als ein Spiel der Leidenschaften. Du siehst ein Gut vor dir, das du zu besitzen wünschest. Dein Herz wird

von diesem Wunsche so lange gedrängt, bis der Wunsch Begierde wird. Aus der Begierde erwächst Leidenschaft, anhaltendes heißes Verlangen. Deine Sinnen schwimmen in einem behaglichen Taumel von Begeisterung. Alle deine Ideen sammlen sich um dein geliebtes Gut. Du denkst und träumest von ihm. Du erwachst am Morgen, und schon steht es wieder vor deiner Seele. Du strebst und arbeitest, es zu erringen, es dir ganz eigen zu machen. — — Du hast es endlich errungen, und dann — —

Genuß ist das Ende der Leidenschaft. Die Natur mußte deswegen ihre Zuflucht zur Täuschung, zur Ueberspannung der natürlichen Gefühle, zur Schwärmerei nehmen, um das menschliche Herz, dieses flatterhafte unstätte Ding, an manchen Gegenstand fester zu binden. Dies ist ihr Endzwek; hat sie diesen erreicht, so

nimmt

nimmt sie es sich nicht zur Schuld, daß nach dem Sturme der Leidenschaft wieder Ruhe in die Seele zurükkehrt, und daß diese freilich nicht so behaglich, nicht so sinnetäuschend ist, als jener Sturm und jene Schwärmerei.

Ich wende dieses auf die Liebe an: Liebe ist die heftigste Leidenschaft des menschlichen Herzens; sie ist die allgemeinste, denn die Natur bedarf ihrer zur Erreichung ihres wichtigsten grösten Endzweks, der Fortpflanzung ihrer Geschöpfe. Was Wunder, wenn diese Leidenschaft in ihrem ersten Entstehen eine so süße Schwärmerei erzeugt; wenn das Herz in dem zärtlichsten Verlangen, in den heftigsten Wünschen, in dem ewigen Streben nach dem geliebten Gegenstande sich verliehrt! — Und was Wunder dann, wenn dieses Herz, in dem endlichen Besitz seines geliebten Gutes, aus der Ueberspannung zu einer natürlicheren Ru-

Ruhe zurükkehrt! wenn die Schwärmerei der Sinnen wie ein angenehmer Nebel von den Augen wegzieht! wenn der Mensch wieder nur menschlich sieht und hört, und wenn er es nun weiß, durch den Genuß weiß, daß das erwünschte Gut nun ganz sein Eigenthum sei!

Die ganze Natur geht diesen Gang. Sie bricht in Sturm und Wetter aus, und läßt dann wieder in der allgemeinen Stille die Sonne freundlich auf die Erde lächeln. Sie empört die Fluthen der See zum fürchterlichsten Schauspiel, und begünstiget dann wieder den Schiffer mit sanften Winden. — So das menschliche Herz! —

Diese Gründe also und diese Ursachen bieten sich aus den Tiefen der menschlichen Natur dar, um jene Frage meiner Freundinnen zum Theil zu beantworten. Ich hätte meine wenigen Sätze in einen weitläufigen Schwall

von

von Nebensäzen ausdehnen können. Aber ich weiß es, sie können denken; sie werden, und mit ihnen jede denkende Schöne, nach ihrem eignen Gefühl meine Beobachtungen prüfen und ergänzen. — Aber trauern sollen sie nicht, daß es so ist. Sie sollen, wenn auch sie etwa die Rosenfesseln der ersten Liebe tragen, noch nicht mit Mistrauen ihren Jünglingen ins Auge sehen. Ich bitte sie, wenn sie je dieses Blatt lesen, nur noch dahin mir ihre Aufmerksamkeit zu gönnen, bis ich ihnen bewiesen habe, daß die Natur dennoch keine Stiefmutter sei, und daß es immer nur an ihren Kindern liegt, ob diese, besonders in der Liebe, glüklich oder unglüklich sein wollen.

Diese Wahrheit bestättigen die meisten Ehen unsrer Zeit. Man darf wirklich, um die Zweifel meiner Freundinnen aufzuklären, kaum erst

bei

bei der Natur nachfragen. Die Verhältnisse unsrer Welt, die Absichten und Triebfedern, durch welche die meisten heutigen Ehen gestiftet werden, lassen es ohne Zauberei errathen, daß die Tage der ersten Liebe ein Paradies sein müssen, gegen das Fegfeuer der Tage des Ehestandes.

Nie wird und kann Freude und Friede der Segen einer Ehe werden, die durch ein andres Band, als die reinste engste Harmonie der Seelen, geschlossen wurde. Jede Nebenabsicht hilft das heilige Gefühl der gegenseitigen Zärtlichkeit erstikken, und jemehr solche Nebenabsichten in eine Ehe mit eintreten, desto geschwinder erstirbt noch das lezte Flämmchen von Liebe, die sich solche verwucherte Herzen ehedem nur ohnehin gegenseitig vorgeheuchelt hatten.

Wollust ist das Gift der Liebe. Wer mit seiner Braut nur darum an

den

den Altar tritt, um Sinnenrausch zu erkaufen, der mordet in Gedanken die Glükseligkeit der Ehe. Mühselig ist der Mensch, der so wenig Seele hat, um das herrlichste Werk der Natur, das simpathetische Seelengefühl, zur thierischen Sinnlichkeit hinabzuwürdigen. Und wer zählt unsre verheuratheten Wöllüstlinge! Wer wird nicht schamroth über die unglaublichen Ausschweifungen so vieler Eheleute von beiden Geschlechten!

Unter der Schwere des Goldes erstikt die Liebe, wie eine Blume unter dem Druk der Sonnenstrahlen. Und zeige mir nun, wenn du kannst, aus hundert Heurathen mehr als zehne, wo nicht Gold und Reichthum die Herzen vereinigt, und die Herzen erdrükt hätte! Wo du ein Paar Liebende siehst, so bemerke nur zugleich die Augen und die Lippen der Umstehenden. Wie reich ist sie? fragt

man sich, wie reich ist er? Wie reich ist sein Vater? Wie viel wird sie einmal erben? — Du wirst solcher Fragen so viele hören, daß du ganz leicht auf den Gedanken kommen wirst: das Heurathen der meisten sei von dem Sklavenhandel der Barbaren nur dem Namen und dem Ceremoniel nach unterschieden.

Soll ich alles, was die wahre Liebe in der Ehe nach und nach verdrängt, in Eins zusammenfassen, so suche ich die Hauptursache in unsrer Erziehung, und hauptsächlich in der Erziehung unsrer Töchter.

Wo Herz und Kopf ganz fehlt, oder eine schiefe Richtung erhalten hat, da kann und wird nie selbstständige, dauernde Liebe wohnen. Das Blut wird zwar zur Zeit zur wärmsten Leidenschaft aufkochen; aber auch nach und nach, wenn die Gluth sich verzehrt hat, zu Kälte und Eis frieren.

Dauern=

Dauernde Liebe muß auf Vernunft, auf Redlichkeit, auf geprüftes Gefühl gegründet sein. Der gesunde **mannbare** Kopf muß das jugendliche feurige Herz im Zaume zu halten wissen. Die immer anwachsende Empfindung muß öfters zur Ruhe zurükkehren, und in mancher einsamen Mitternachtsstunde muß der Liebende zum Denker werden, jeden seiner gethanen Schritte prüfen, jede seiner Handlungen wägen, jeden seiner liebenden Wünsche vor den Richterstuhl der Rechtschaffenheit, des Edelmuths, der Tugend fordern.

Der Liebende muß Menschen- und Herzenskenner sein. Keine Handlung, keine Empfindung des geliebten Gegenstandes darf unbemerkt vor ihm fürübergehen. Im vertraulichsten Umgange muß er Sitte und Denkungsart beobachten; er muß tausend unbemerkte Mittel verwenden, um den

Karakter nach allen Seiten zu kehren, und jede Seite bedächtig zu prüfen.

Je redlicher sein Herz, und je ernsthafter seine Absicht ist, muß er rastlos arbeiten, um beide Karaktere, beide Seelen sich immer ähnlicher zu bilden, um beide nach und nach auf gleiche Empfindungen, auf gleiche Grundsätze zu lenken, um aus zwei Herzen endlich nur eines, aus zwei Köpfen nur einen zu machen. Er muß alle Stärke und Sanftheit seiner Beredsamkeit verwenden, um das etwa verwöhnte Herz von dem Hange zu dieser und jener Schwachheit und Thorheit zu heilen; er muß in mancher seligeren Stunde die einzige Freude des ehelichen Lebens mit Wärme und Kraft schildern, die nur allein durch die gegenseitige, ganz gleiche Harmonie der Seelen erzeugt wird. Er muß sich's gern manches

Opfer

Opfer von Resignation kosten lassen, um von der andern Seite in einem andern Falle ein gleiches Opfer gewinnen zu können.

Und alle diese Forderungen nun — Freund! an wen soll man sie thun? — An unsre junge Welt? o woher kann diese junge Welt bei unsrer Erziehung solche Biegsamkeit der Herzen, solche Solidität des Kopfes erhalten? — Und wie darf man sich so sehr wundern, daß so wenige Ehen in Liebe und Zärtlichkeit glüklich sind, da unsern meisten jungen Eheleuten fast alles fehlt, was allein ihre Liebe befestigen, ihre eheliche Zärtlichkeit unveränderlich erhalten kann! —

Ihr aber wenige glükliche Seelen, die ihr eure Herzen sorgfältig bildet, eure Vernunft nicht von Thorheiten verdrängen laßt, die ihr redlich denkt, und warm empfindet — euch wird die seltne Freude, die namenlose Seligkeit

einer immer beglükten, immer liebewarmen Ehe das Leben zum Himmel machen.

Meine Beantwortung der aufgetragenen Frage ist in den Händen meiner beiden Freundinnen. Sie haben gelesen und geprüft, und ihr freuntlicher Beifall macht mich so stolz, daß ich die noch übrigen Reflexionen, die der vorliegende Gegenstand so von selbst darbietet, sammle, und hier niederschreibe. Dieser mein Stolz hat zwar, wie jedes menschliche Ding, seine Beschränkung. Er beugt sich so lange zu einer gewissen Kleinmüthigkeit herab, als jener Beifall nicht zugleich **Ueberzeugung** wird; und das kann er bei jener Freundinn wenigstens noch nicht geworden sein, die freilich mehr vielleicht, um ihrem Geschlechte ein schwesterliches Kompliment

ment zu machen, als aus wahrem Seelengefühl, nach Lesung meiner Beantwortung den nicht undeutlichen Wunsch äußerte: daß bei misgerathenen Ehen wo nicht alle, doch die meiste Schuld nur allein auf die Männer hätte hinfallen sollen.

Dieser Wunsch möge einsweilen bleiben, was er ist. Ich will an dürren Widerlegungen desselben so arm sein, als wär er nie gewünscht worden. Nur am Schluße meines Bogens werd' ich stillschweigend winken, und fragen, ob er noch einmal Muth haben könne, sich zu äußern. — Bis dahin sei Friede und Heiterkeit mit uns, und das Gefühl der Wahrheit und des seligsten Menschenglüks leite meine prüfende Feder.

Der forschende Wandrer bleibt nicht mitten auf dem Wege stehen. Ihm gnügt es nicht an dem bloßen Blikke in die vor ihm liegende Ferne.

Wohl bemerkt er die mancherlei Beschwerlichkeiten seines Weges. Aber um zu erfahren, ob sein zu erreichendes Ziel dieser Beschwerlichkeiten werth war, strebt er, es zu erreichen. — Ich habe von den Tagen der Liebe geredet; ich habe den Weg zum Ehestande geprüft. Nun sei dieser Stand selbst das Ziel meiner Betrachtung. Ich will mir Ideale träumen, und Szenen der Wirklichkeit schildern, und mich von Herzen des Glüks freuen, das sich gute Seelen gegenseitig genießen machen.

Rousseau sagt wo: Je mehr man die Menschen kennen lernt, desto geneigter wird man, sie zu hassen. — Ich borge diesen Saz in einer andern Anwendung für mich. Jemehr der vernünftige Mann, das gefühlvolle Herz das Schiksal so vieler Ehen kennen lernt, destomehr Abneigung wird in beiden gegen eine Verehelichung

chung erwachsen. — Aber wenn es auch von der andern Seite wahr ist, daß der Umgang mit guten und tugendhaften Menschen das Glük der Menschheit fühlen macht, und die Seele zu edlen Gesinnungen und Entschlüssen stimmt, so wird und muß das Beispiel einer glüklichen Ehe gute und edle Herzen zu ehelichen Verbindungen geneigt machen. — Ich will es versuchen, nach meinem Ideal das Bild einer solchen Ehe zu zeichnen.

Nach den wonnevollen Tagen der ersten Bekanntschaft und der fortkeimenden Liebe tritt endlich das Mädchen an der Hand ihres Geliebten an den Altar. Sie nennen die Leute Braut, ihn Bräutigam.

Ehe sie hintreten, saßen sie im einsamen Zimmer, oder in der Frühlingslaube, oder sie wandelten Hand in Hand auf einem vertraulichen Spaziergange. Hier prüften sie noch

einmal mit nachdenkendem Ernst ihre Herzen. Sie freuten sich der Uebereinstimmung ihrer Gefühle, ihrer Grundsäze. Sie verhehlten sich gegenseitig keine der Schwachheiten, die bisher noch etwa in beiden Herzen zurükblieben; aber liebevoll schwuren sie den heiligsten Schwur: jemehr und mehr zu streben, dieser Schwachheiten los zu werden, und an ihre Stelle manche schöne Eigenschaft zu pflanzen. Sie blikten mit dem Geiste der Ahndung in die fernste Zukunft, in die spätern Tage ihres Alters, und beide legten ihre Hand auf das Herz: sie fragten dieses Herz, ob es auch noch in jener Zukunft, in jenen späteren Jahren so liebevoll, so treu, so warm sein, ob es jede Prüfung des Schiksals, jede einbrechende Beschwerde, jeden Seelenkummer duldend und freudig tragen, nie in Gram und Traurigkeit erliegen werde —

de —

de — und stillschweigend fielen sie sich in die Arme, ihre Thränen flossen auf ihre Wangen, ihr Kuß besiegelte den hohen Schwur: Sie würden treu und freudig dulden, und sich lieben am Tage ihres Scheidens so, wie in dieser Stunde. — Dankfegnend blikten sie dann zum Himmel, und priesen den Vater der Natur, der diese Gefühle, diese Festigkeit, diese Treue, diesen Muth in ihre Herzen gelegt hatte. Mit Dank und Entzükken lohnten sie ihren guten Aeltern die Güte, durch die ihre Liebe keimen, wachsen und gedeihen durfte, diese Güte, die ihre reinen Empfindungen nicht tirannisirte, die nicht geizig nach Goldsäkken, nicht übermüthig nach hohem Rang und Flitterpracht hinschielte, um das Glük ihrer Kinder zu vernichten. — Sie freuten sich der edlen Absichten, des uneigennüzigen Triebes ihrer Herzen —

zen — und nun, mit Trost und Fröhlichkeit ohne Namen, treten sie erst an den Altar.

Mit der unwandelbaren Liebe bezieht Mäßigkeit und Friede zugleich die Wohnung der Neuvermählten. Ueberzeugt von dem Edelmuth und der Vernunft ihres Mannes überläßt die junge Frau sich ganz seiner Leitung, und auch er überzeugt von den ehebevor durch ihn gebildeten Gaben seines Weibes übernimmt diese Leitung ohne Uebermuth. Zwang und Gewalt ist ihm unbekannt. Ein Wille, ein Sinn wohnt in beiden Herzen, und so geht diese Leitung und der sogenannte Gehorsam den einfachsten Gang der Natur, so kunstlos, daß der Zuschauer die regelmäßigste Maschine zu sehen glaubt, ohne doch zu wissen, wo er die verstekte Triebfeder derselben suchen soll.

Sie kennen kein Vergnügen, keine Ergötzlichkeit, die nicht beide zugleich genießen. Alle ihre Freuden sind still und seelenfesselnd, immer weit entfernt von dem Sturme der großen Welt. Sie suchen sie selten anderswo, als in dem Cirkel ihrer Familie; wenigstens ist ihnen keine so wünschenswerth, keine so reizend, als die gemeinschaftliche Sorge ihrer Hauswirthschaft, als der ihnen immer beiwohnende häusliche Friede, als die zuvorkommende Liebe und Freundlichkeit, als das bisweilige Lesen eines guten Buches, als nützliche und süße Gespräche, das Herz und den Verstand immer zu besseren Gefühlen, immer zu nützlicheren Kenntnissen zu bilden.

Ihre zärtliche Sorgfalt gewinnt eine weitere Ausbreitung, wenn der Himmel sie mit Kindern beglükt. Da ist jede Minute ihnen theuer, um sie

zum

zum Wohl dieser sanften Geschöpfe zu verwenden. Dann schränkt sich ihre Häuslichkeit noch enger ein. Sie leben ganz für ihre Familie. Alle ihre Geschäfte und Bemühungen haben nun einen noch bestimmteren Endzwek. Sie leben und arbeiten für ihre Kinder. Sie wollen und wünschen keine Freude, als die in sich selbst, und das zunehmende Aufblühen dieser Kinder zu jeder schönen Tugend.

Die zärtliche sorgfältige Mutter schämt sich nicht, die erste Erzieherinn und Lehrmeisterinn ihrer Kinder zu sein. Sie denkt zu vernünftig, und hat zu sehr ein Mutterherz, um die alberne abscheuliche Maxime unsrer stolzen und unnatürlichen Mütter und Frauen, die sich mit solch einer Erziehung zur Kindesmagd hinab gewürdiget finden wollen, zu befolgen. Sie weiß es, wie theuer diese Pfänder der Liebe ihrem Herzen sein müssen,

sen, und daß hauptsächlich von ihren Händen die Rechenschaft über die Tugenden oder Laster der Kinder gefordert werden wird.

Die Kunst ihrer Erziehung ist sehr einfach. Sie spricht nicht nur, wie unsre gewöhnlichen Hofmeister und Hofmeisterinnen, mit unermüdeten Lippen von Tugend und Verstand. Sie predigt nicht Sentenzen und Machtsprüche. Sie lehrt meistens durch eigne Beispiele. Sie mahlt die Tugend in angenehmen Schilderungen; sie giebt Lehren, aber dieses nur als den Schatten zum Gemälde ihrer eignen Tugenden, ihrer eignen Beispiele.

Das Kind lernt von ihr nicht jenen geschäftigen Müßiggang, der sich von gekhaften Hausfreunden als wichtige Arbeitsamkeit beschmeicheln läßt; nicht jene Putzsucht, die zur Verschwendung und Koketterie führt; nicht die ganze Summe jener albernen Thorheiten,

heiten, welche die große und galante Welt zu Vollkommenheiten und wünschenswerthen Eigenschaften privilegirt hat. Es lernt reine, thätige Religion; es lernt Menschenliebe, Freundlichkeit, Wohlwollen, Arbeitsamkeit, Gehorsam, es wird zur Biegsamkeit des Herzens gewöhnt, und durch Liebe und vernünftig gebrauchten Ernst wird es leicht dahin geleitet, daß es mit sichtbarem Eifer immer besser zu werden strebt, um dadurch die Freude seiner Aeltern zu werden.

An diese süßen Geschäfte gewöhnt, und in ihnen glüklich, immer arbeitsam und thätig kennt die junge Frau die plagende **Langeweile** nur dem Namen nach. Ihr Zimmer bleibt dieser ersten langsam daher schleichenden Feindinn der häuslichen Ruhe für jede Minute verschlossen. Sie läßt sich nicht von Grillen und Launen plagen, um die Plagerinn ihres Mannes zu wer-

werden. Sie bedarf keiner immer gefälligen Hausfreunde, keiner süßen Augendiener, keiner galanten Schwäzzer, um von ihnen sich, nach Art der feinen Welt, die Zeit vertreiben zu lassen. Sie versteht die Kunst, jedermann mit Freundlichkeit zu begegnen, ohne doch diese Freundlichkeit jemanden aufzudringen.

Von jenen verdächtigen und allzuweltklugen Gesellschaften, wo giftige Weiberzungen den guten Namen ihrer Mitbürgerinnen, und so manches ehrlichen Mannes feindselig benagen; wo man Verhetzungen für diese und jene Familie anzettelt; wo man den häuslichen Zustand, die Einkünfte und Ausgaben, den Aufwand und die Schulden dieses oder jenes Hauses mit geschäftiger Zunge taxirt; wo man Komplotte spinnt, um die Männer zu quälen, zu tiranniſiren, seinen häuslichen Frieden immer mehr zu unter-

graben, und sich die erste Gewalt im Hause zu ertrotzen; wo man sich gegenseitig zu Thorheiten und Ausschweifungen aufmuntert; wo man sich mit seiner übelbewahrten Zunge in Zotten und Zweideutigkeiten verliehrt — von diesen und ähnlichen Gesellschaften zieht sie sich auf das sorgfältigste zurük. — Weil sie aber erfahren mußte, daß die meisten Gesellschaften auf diesen Ton gestimmt sind; weil sie den Müßiggang der meisten Frauen und Weiber bemerkte, die, um nur ihrer Zeit los zu werden, zu dergleichen gesellschaftlichen Unterhaltungen ihre Zuflucht nehmen müssen, und weil ihr noch unverdorbenes redliches Herz sie vor dieser Pest des ruhigen Lebens sehr nachdrüklich warnt, so schäzt sie die Einsamkeit ihres Zimmers weit über alle Gesellschaften; und weil das Glük sie einige Herzensfreundinnen finden ließ, die eben so gut,

gut, eben so redlich, eben so treu wie sie, von dem Tumult der großen Welt sich entfernen, so hält sie sich durch den Genuß einiger Stunden in den Armen dieser Freundinnen für ganze einsame Tage entschädigt.

Die räuberischen Modespiele verabscheuet sie als das Geschäft müssiger und verschwenderischer Seelen. Sie meidet überhaupt jedes Spiel, weil sie den gefährlichen Hang kennet, der diese Sucht leicht zur Gewohnheit werden läßt, und weil sie mit jedem Schluße eines Tages noch immer Vorrath für ihren Fleiß auf den künftigen findet.

Sie verachtet die Kunstgriffe jener kleinen Seelen, die ihren Werth durch das Gepränge einer kindischen Eitelkeit, durch theuren und affektirten Putz, durch pöbelhafte Geringschätzung andrer Leute zu erbetteln suchen.

chen. Sie läßt sich deswegen auch nicht mit übertriebenen Titeln beschimpfen. Sie will nicht Euer Gnaden heißen, damit vernünftige Leute sich über sie lustig machen können.

Ihren Dienstbothen ist sie mehr Mutter, als Gebietherinn. Sie bemitleidet die Thorheit jener Weiber, die, weil die Welt sie nicht respektirt, sich einen desto höhern Respekt von ihren Dienstleuten erpoltern und erfluchen müssen. Aber eben so behutsam vermeidet sie jeden Schein von Vertraulichkeit mit diesen Leuten, denn sie will durch das Plaudern der Mägde und Bedienten nicht zum Märchen der Stadt werden.

Ihr dem Manne mitgebrachter Reichthum macht sie nicht stolz, noch geizig, noch verschwenderisch. Da beide Herzen so einig, so sich ganz eigen geworden sind, warum soll-

ten die Güter des Glüks sich theilen? — —

* * *
* * * * * *

Nur so weit wollte ich den schwachen Umriß eines guten, redlichen Weibes zeichnen. Nur so viel wollte ich von dem Weibe, das eine glükliche Ehe erleben will, fordern — und ich habe gewiß schon so viel gefordert, daß meine Freundinn es nun nicht mehr wünschen **wird**, nicht wünschen **kann**, die Schuld misgerathener Ehen **nur auf die Männer** zu werfen. Sie möge mir bevor diejenigen ihres Geschlechtes nennen und erzählen, die, noch auf der Stuffe zum Ziel, den **Muth** und die **Grundsätze** haben, das werden zu **wollen**, und nach schon erreichten Ziel, **das sind**, was ich in dem gegenwärtigen Bilde aufgestellt habe.

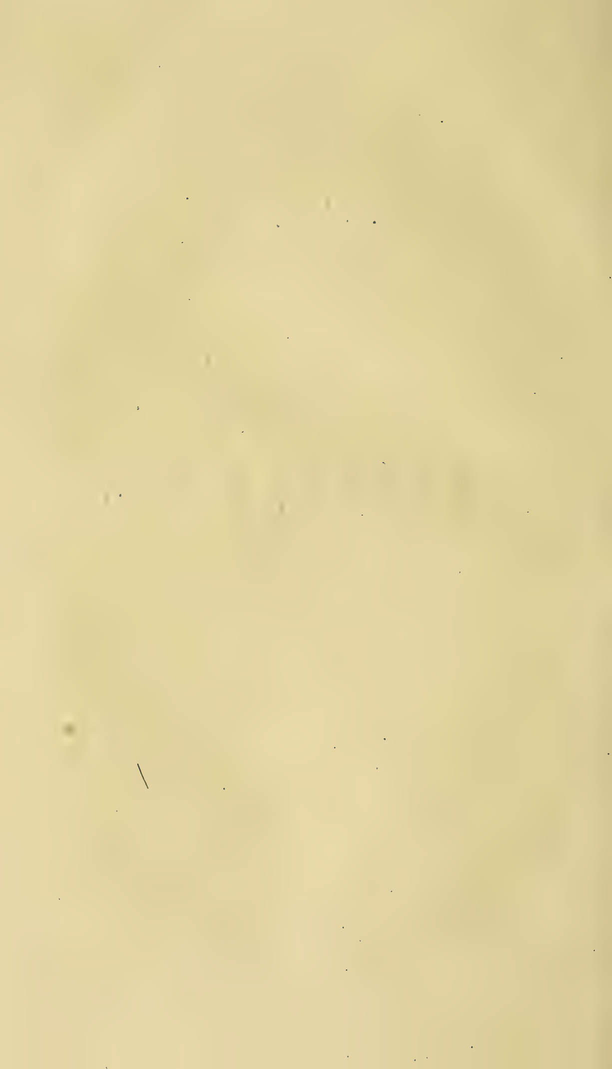
 Bis

Bis dahin möge die Sache meinetwegen noch unentschieden bleiben, denn ich habe Hoffnung, daß sie es nicht lange bleiben kann.



Weib=

Weibliche Philosophie.



Das menschliche Geschlecht würde einen sehr wünschenswerthen Zuwachs von Glükseligkeit gewinnen, wenn die wohlthätige Philosophie, die den meisten Menschen so fremd ist, daß sie kaum ihren Namen verstehen, oder so misverstanden wird, daß sie sehr vielen für ein Märchen, für ein Attribut eines Phantasten oder Sonderlings gilt, sich allgemeiner ausbreitete, und wenigstens zu den vorzüglichern nnd geschäztern Ständen der Gesellschaft Fortgang machte.

Vor allem wünschte ich dem schönen Geschlecht so viel Philosophie, daß es nicht länger des Vorwurfs schuldig bleiben müßte, daß die mei-

sten seiner Handlungen ohne bestimmte Grundsäze, ohne geprüfte Ueberlegung, ohne bedächtige Rüksicht auf alle möglichen Folgen, gethan würden. Ich wünschte, daß man weniger Selbstzutrauen auf seinen sogenannten Verstand sezte, so lange man mit Wort und That beweist, daß alles, was man spricht und thut, die magre Frucht flüchtiger Einfälle, des Eigensinns, des Stolzes, des Besserwissens, der närrischsten Launen sei.

Ich würde ein Buch, wenigstens eine ansehnliche Brochüre schreiben müssen, wenn ich die Nachtheile des Mangels an Philosophie, und im Gegentheile die Vortheile des Besitzes derselben dem schönen Geschlecht in der eigentlichen Anwendung auf dasselbe für alle Fälle des Lebens begreiflich machen wollte. Ich spare diese Unternehmung bis auf jene Zeit, wenn einmal unser schönes Geschlecht wenig=

nigstens so dankbar gegen die Schriftsteller des Vaterlandes werden wird, um die frommen Wünsche und Erinnerungen, die ihm zum Besten von manchen redlichen Männern geschrieben werden, und schon geschrieben worden sind, wenigstens zu lesen, und, was dieses Wort eigentlich sagen will, bedächtig zu prüfen, und zum besten, persönlichen Nutzen zu verwenden.

Für dieses Blatt schränke ich mich auf einen einzigen Fall ein, von dem ich es zu beweisen wünsche, daß das weibliche Geschlecht wohl thun würde, wenn es sich wenigstens für diesen mit einem guten Vorrath von Philosophie ausrüstete. Ich meine die **häuslichen Unruhen.**

Unsre bisherige Erziehung war Schuld daran, daß die Menschen nicht besser sind, als sie wirklich sind. Die Vernunft ist bei uns noch immer sehr spar=

sparsam zu Hause, und das gute Herz darf vor dem Druk der Bosheit und der Rånksucht seiu natůrliches Recht so wenig behaupten, als der verkaufte Sklave in den amerikanischen Zukkerplantagen. Dummheit und Bosheit also sind die beiden fůrchterlichen Feinde der Menschheit geworden, gegen die das edle Herz und die Vernunft Zeit Lebens zu kåmpfen haben wird.

Man gehe alle Håuser der Stadt durch, und nenne mir einige, die ganz frei von allen håuslichen Unruhen wåren; und nennt man mir einige, so wird man hundert andre dagegen antreffen, wo alle Dåmonen der Zanksucht, der Bosheit, der Verfolgung, der Dummheit Residenz halten.

So viel Glauben an die Menschheit darf man nun denn freilich noch haben, daß man alle diese håuslichen Unruhen nicht allgemein von allen in einem Hause befindlichen Personen her-

herholen wird. Es wird nur einige Peinigende, und einige, obzwar diese oft am meisten, Duldende und Gepeinigte geben. Für diese leztern schreibe ich hier. Ich biete ihnen einige Grundsätze und Trostgründe an, die sie nur anwenden dürfen, um deren Brauchbarkeit und Einfluß selbst zu fühlen.

Das erste und natürlichste, was jede Unruhe in einer guten, empfindlichen Seele hervorbringen muß, ist Unmuth und üble Laune. Unmuth und üble Laune ist ein trauriges Uebel für das Herz; das weiß jeder, der mit ihnen bekannt ist.

Wenn der Wundarzt einen körperlichen Schaden durch schmerzhafte Kuren bessert, weil er nicht anders zu bessern ist, so handelt er vernünftig und menschlich; denn die Natur selbst hat Winke gegeben, daß manche Uebel durch gegenseitige Uebel vertrieben werden müssen.

Es

Es kömmt hier einzig darauf an, wie die Besserung gewonnen werden könne. Besserung ist der Zwek, und diesem Zwek allein müssen alle vorher anzuwendenden Mittel entgegen gehen.

Nun ist die Frage: Wird durch Unmuth und üble Laune einer häuslichen Unruhe abgeholfen, und kann ihr abgeholfen werden? Mit natürlichen Dingen wenigstens nicht, denn der Unmuth ist anstekkend; er schleicht, wie ein geheimes Gift, von Herz zu Herz, und bereitet ingeheim so fürchterliche Empörungen und Aufwieglungen des Innersten, daß schon oft durch ihn allein der dauerhafteste Haß und eine nie zu bekehrende Feindschaft sich vieler Seelen bemächtigte.

Hiernach ist es das Werk der Philosophie, diesen Unmuth und diese üble Laune durch wichtiche Beweggründe und Vorstellungen zu verscheuchen. Sie wird es auf sich nehmen, den gro-

großen Nachtheil derselben ins Licht zu setzen. Sie wird zeigen, wie lächerlich, und zum Theil bemitleidenswerth der Mensch sei, der zu einem unwillkührlichen Uebel noch ein andres willkührliches aufhäuft. Sie wird mit der ihr eignen Stärke uns dazu auffordern, alle Kräfte aufzubieten, um ja nur lieber des ersten unwillkührlichen Uebels los zu werden, als das zweite noch hinzu zu zwingen; und sie wird es auch daran nicht fehlen lassen, hiezu die ihr vorräthigen und brauchbaren Mittel an die Hand zu geben.

Sie wird mit der innern Stimme der Beruhigung dir zurufen: Wer sind die Menschen, die dich quälen und peinigen? — Sie wird fragen: Quälen sie dich mit Dummheit, oder Bosheit? — Und für beides wird sie dir rathen: Rede, wenn du reden darfst; und schweige, wenn du schweigen mußt. Aber verschließe, so viel du

kannst,

kannst, deine Augen und deine Ohren vor allem, was um dich her geschieht.

Laß dein Gefühl, wird sie dir ferner zurufen, zu einer gewissen Gelassenheit erkalten, daß es an nichts Theil nimmt, was gradehin Dummheit und Unvernunft ist. Gewöhne dich an einen festen Blik, der denjegen, den er verdient trift, mit samt seiner Dummheit bis in den Staub hinab demüthiget. Lerne die Kunst, ohne Affektation es fühlen zu lassen, daß kein Dummkopf im Stande sei, dich zum Unmuth zu bewegen; denn in der That muß Verachtung auch einen Dummkopf so tief beugen, als er triumpfiren wird, wenn er mit seiner Dummheit quälen zu können, fähig geachtet wird.

Es giebt so verächtliche Menschen, die es durchaus nicht werth sind, daß man sie so würdig achtet, als könnte man auch durch die größten ihrer Un-

besonnenheiten und Dummheiten beleidigt werden. Hier ist das einzige Mittel, ihrer los zu werden, durch Verachtung sie fühlen zu lassen, daß sie verächtlich sind.

Der Unempfindlichkeit wird hiemit das Wort nicht gesprochen, so wenig als hier von jenen Fällen die Rede nicht ist, wo Unempfindlichkeit ein Beweis von eigner Verächtlichkeit sein würde. Nur so lange, als Bosheit und Dummheit deiner Ehre, deinem guten Namen, deinem Glük nicht zu schaden anfängt, ist eine gemäßigte Unempfindlichkeit heilsam und rächend. Im andern Falle fordern heilige Pflichten sehr streng das Gegentheil.

Ueberhaupt ist die üble Laune eine Seuche, vor der sich jedermann hüten soll, der Menschenfreuden genießen will. Dem weiblichen Geschlecht ist sie aber besonders so sehr Pest, als der Mehlthau der Rose. —

* * *
* * * * * *

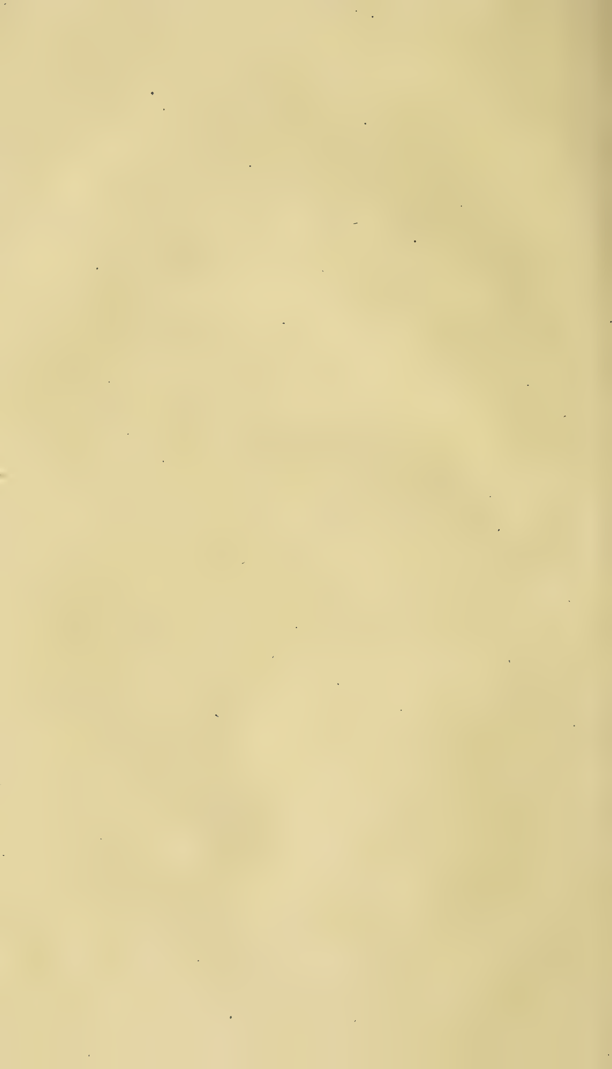
Ich wollte hier nur so viel thun, um aus den sehr vielen Fällen nur einen auszuheben, wo allein eine bescheidene Philosophie Mittel und Rath an die Hand geben kann, sich ohne zu empfindliche Beschwerde durch manches abseitige Labirinth des menschlichen Lebens hindurch zu winden.

Möge ich mancher guten Seele nur einen Funken Muth beigebracht haben, um mit bescheidener Entschlossenheit auf alle Unruhen und Unfälle hinüber zu sehen, so viel Muth wenigstens, um es mit der Anwendung meiner wenigen Trostgründe zu einer thätigen Probe kommen zu lassen!

Ich würde die Feder mit dem Trost niederlegen, mit dem ich ein heiteres Gesicht betrachte, das der innre Seelenfriede liebenswürdig macht.

Ue=

Ueber
Sprache.



Es bedarf keines Beweises, daß die Sprache ein Hauptstük des phisiognomischen Studiums ist. Mehr als aus Nase, Mund und Ohren wird der prüfende Menschenkenner aus der Sprache eines Menschen Bildung des Geistes, Fähigkeit und Genie abmerken. Je gebildeter, je bestimmter, je angenehmer man sich auszudrükken weiß, desto richtiger müssen die Begriffe und die Ideen

im Kopfe geordnet, desto feiner die Gefühle des Herzens gestimmt sein.

Es ist der Irrthum der blödesten Kurzsichtigkeit, wenn man behauptet: Es sei zum Sprechen schon genug, daß man von der Natur mit den nöthigen Sprachwerkzeugen versehen sei; daß man das Sprechen von Niemand besser, als von einer Amme lernen könne, und daß die Sprache zu sehr Natursache sei, um irgend Kunst heißen zu können.

Um diesen Irrthum einzusehen, braucht es nur einer Vergleichung zwischen zwei Menschen, deren einer nach der bloßen Alltagsgewohnheit den Dialekt seiner Amme spricht, und der andre durch Studium und Uebung, durch Lesen guter Schriften und durch den Umgang mit gebildeten Köpfen seine Sprache zur wahren

ren und deutlichen Dollmetscherinn seiner Seele zu machen gewußt hat. Der Abstand ist so auffallend, daß man ihn nur mit dem stumpfsten Gefühl, und von den hartnäkkigsten Vorurtheilen besessen, verkennen kann.

Einen gemeinen Bürger, zum Beispiele, neben einem Manne, der, entweder Schriftsteller oder nicht, rein und bestimmt spricht. Jener wird, um sich über irgend eine Sache zu erklären, dreißig Worte seines widerlichen Provinzialdialekts brauchen, wo dieser mit fünf Worten das nämliche sagen wird, nur mit dem Unterschied, daß der Vortrag des lezteren dem Ohre ungemein angenehmer, und im ganzen schöner, gewählter und faßlicher sein muß, als des ersteren.

Die-

Diese Bemerkung führt uns zu jenem Erstaunen, mit welchem man nicht nur einzelne Personen, nicht allein Städte, sondern ganze Provinzen betrachten muß, die in einer unbegreiflichen Sorglosigkeit begraben, das Studium der Sprache weder dem Namen nach zu kennen scheinen. Man spricht von Wissenschaften und treibt sie; man rühmt seine Aufklärung; man ist stolz auf die allgemeine Kultur; man weiß sich mit seinen feinen Sitten glüklich — aber bei allem dem ist man nicht im Stande, einen Period fehlerfrei und mit dem regelmäßigen Accent zu sprechen.

Was noch ärger ist: es giebt Leute, die bis über die Ohren in Bibliotheken sitzen, die Tag und Nacht lesen, ja wohl gar schreiben; und wenn sie ihren Mund aufthun, so glaubt man entweder einen Holzhakker,

ker, oder einen Arbeiter vom babilonischen Thurm sprechen zu hören.

Wenn aber dieser Uebelstand bei den Männern kläglich ist, so muß man ihn bei dem schönen Geschlecht unausstehlich finden. Eben jenes Geschlecht, das in allem, was Schönheit, Feinheit, Artigkeit, kurz in allem, was man das Reizende im Umgange nennt, Meister zu sein glaubt, ist grade in der Sprache so nachlässig, als wenn dies gar nicht zum Vergnügen des Umganges gehörte. Ich habe Frauenzimmergespräche gehört, wo ich in einem Gelage von Schuhknechten zu sein glaubte.

Für den Mann von Einsicht wird es keine Neuigkeit sein, aber für die große Menge der Plauderer und Plauderinnen eine Thorheit, wenn ich sage: daß jene Stadt in ihren Sitten,

in ihrer Bildung, in ihrem ange- nehmen Umgange u. s. w. in dem Grade noch zurük sei, als der bessere Theil derselben, und besonders das schöne Geschlecht abgeschmakt spricht.

Ende des ersten Theils.



P E S T,
gedrukt mit Lettnerischen Schriften.

Vermischte kleine Schriften.

Von

Leopold Alois Hoffmann,
Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der königl. Universität zu Pest.



Zweiter Theil.

Leipzig und Pest,
bei J. M. Weingand und J. G. Köpf.
1785.



Mit diesem zweiten Theile mag sich für diesmal die Sammlung meiner kleinen Schriften schließen; ich hatte nicht mehr versprochen. Es wär freilich noch für einen dritten Theil Vorrath; da aber der Mann, dem ich diese Schriften eigentlich in Verlag gab, mein redlicher Freund Hr. Buchhändler Köpf in Pest, todt ist, verspare ich diese dritte Sammlung auf ein andermal.

Ich finde hiebei die Veranlassung, eine Anzeige von denjenigen Schriften zu geben, welche in dem dritten Theil stehen würden; auch mag diese Anzeige zu-

 gleich

gleich als ein Verzeichniß derjenigen Arbeiten gelten, die ich jederzeit für die meinigen erkennen werde. Hier sind die Titel.

Das zweitemal: was ist der Staat? Diese Beantwortung galt dem berüchtigten Publicisten im römischen Reich und seiner Frage: Was ist der Staat? Ich hatte auf dem Titel den Namen Ludwig August Hartberg angenommen. — Teufeleien, Möncherеien und Miscellanien aus Wien, zwei Sammlungen. Der Name Tobias Knaut auf dem Titelblatt gab zu dem Misverständniß Anlaß: Hr. Wetzel sei der Verf. dieser Launen; selbst mir ins Gesicht wurde dies mit dem Zusatz behauptet: Hr. Wetzel (der grade dazumal in

Wien

Wien sich aufhielt) mache kein Geheimniß daraus. Indessen gehört die Arbeit wirklich mir. — Wahrheiten für die Frauenzimmer in Wien, zwei Theile. Hievon stehen bereits einige Aufsätze in beiden Theilen dieser Schriften. — Der Esel in Megapolis. Diese rhapsodische Allegorie halte ich selbst für eine der mittelmäßigsten meiner Arbeiten: indessen will ich mich aus folgender Ursache dazu bekennen. Die Berliner a. d. Bibliothek, der das Schimpfen über Wien bereits zur Erbsünde geworden ist, fand diese Brochüre laudabel, denn ich habe in der Einleitung einige Misbräuche in Wien ziemlich bitter gerügt, welche sie auch wörtlich anführte. Ueber mein Buch

Willmars Leben und Reisen hingegen gab sie mir einige Rippenstöße, denn darinn hatte ich von Wien nichts Böses gesagt, und andre Rezensenten waren der Meinung, das Buch sei unter den guten Romanen nicht das schlechteste. — Daß von den bekannten wöchentlichen Wahrheiten über die Prediger in Wien und deren Fortsetzung: Ueber Gottesdienst und Religionslehre der österreichischen Staaten (zusammen 11 Theile) das meiste meine Arbeit sei, ist Wahrheit und bedarf keines Beweises, obschon es Leute gegeben hat, die meinen Namen auf dem Titel gern zur spanischen Wand gemacht hätten.

In=

Inhalt
des zweiten Theils.

Seite.

Das

Seite.

Neu=

Neujahrsgeschenk
für
edle Seelen.

Vom Jahr 1783.

So erreichten wir sie wieder, die hohe Spitze des Berges, an dem uns zwölf Monden, mühsam genug, im Sturm und in unfreundlichen Regengüssen, und angelächelt vom mildern Sonnenstrahl, und begleitet von sanften Frühlingswinden hinanklimmen sahen. — Sie ist erreicht, und mit dem frohen Blik des Wanderers sehen wir ins tiefe Thal zurük, auf den Kummer und die tausend Beschwerden, die wir hinter uns zurükließen — und mit dem wehmüthigen Lächeln des freundlichen Scheidens grüßen wir die wenigen Freuden, die nun auch zurükblieben, und die, kaum genossen, mit dem Schatten der

Morgendämmerung vor unsern Augen zerstiebten.

Süß sind die Träume der Vergangenheit. Dankbar träumt sie der Greis im Gefühle seiner jugendlichen Freuden; und der Jüngling, und das Mädchen, wenn die Rosentage ihrer blühenden Liebe ihre Seelen wieder vorübergehen, und ihre Herzen im stillen Dank mit den Düften des Frühlingsmorgens die Wolken hinansteigen.

Mit dieser lezten Sonne, die schon im feierlichen Abendroth an ihrem Horizont hinabglänzt, und tausend schöne Gefühle in unsern Seelen wekt — sammlen wir uns mitten auf der Spitze des Berges, verweilen bis zu ihrem Niedergange, und feiern mit dem Triumpfe des vollendeten Wanderers ihr ahndungsvolles Scheiden.

Wohlthätig immer, wie eine Mutter der Liebe, immer segnend, wie Got-

Gottes Güte, wirft sie noch den lezten hellsten Strahl herab, und siehe! die dreimal hundert Tage, und alle andere Tage des scheidenden Jahrs stehen verklärt vor unsern Augen, damit unser Blik darauf verweile, und unser Herz sie grüße mit Freude, oder mit Thränen.

O ihr alle, edle gefühlvolle Seelen um mich her, fähig zu genießen, und fähig zu danken, ruffet der Vergangenheit Träume über euch herab! Freuet euch des Guten, das ihr genosset, und opfert euern Dank für Kummer und Freude dem, durch dessen Wink diese Sonne noch wandelt, und wandeln wird, bis ans Ende der Zeiten.

☆

Vater der Liebe, Herr der Welt! sieh deine Kinder auf den Knien vor dir. Ihr Stammeln ist Dank; ihre Thränen sind Freude. Du warst ihnen

nen gnädig ein ganzes Jahr hindurch. Sie blühten von deinem Segen erquikt, und von deiner Liebe gepflogen lebten sie ihre Tage glüklicher, als sie es verdienten. — —

Glüklich immer, denn deine Hand leitete sie; dein Auge wachte über sie, und deine Vaterliebe trug sie hoch über Gefahr, über Noth und Elend, und troknete die Thränen auf den blassen Wangen des Kummers.

Und glüklicher in den Tagen der Freude, wenn deine Sonne Ruhe und häusliches Glük auf das Morgenlager des Edlen herablächelte, wenn herzliche Zufriedenheit sein Dach bewohnte, und Treue seines Weibes und Freundes, und die sanft aufblühende Tugend seiner Kinder Seligkeit auf jeden seiner Schritte hingoß. —

☆

Wo seh' ich die Blikke so vieler mit zärtlicher Sehnsucht hängen! —

Ich

Ich erkenn' es — und Dank und Freude euch und eurem Herzen, denn ihr kennet und schätzet Menschenwerth; ihr seid edel genug, zu fühlen, wo der Kaltsinn starrt, und der finstre Unmuth knirscht — Ich erkenne das sanfte Bild, das eure Blikke fesselt. Wohlthun und Vatergüte lächelt aus seinem hellen Auge, und die rastlose Sorge des allgemeinen Vaters für Millionen Kinder wacht auf der männlichen Stirn des ersten Denkers. — Das Bild ist — **Josephs.** —

Im Nebel der Vergangenheit stehen Jahrhunderte; aber im Glanz des Nachruhms strahlen alle bessere Thaten auf die Nachwelt herüber. Und Jahrhunderte gaben solcher Thaten so wenige. — O ihr Enkel! was wird euer Staunen sein über die Thaten von vier und zwanzig Monden! Wie werden eure Augen den Glanz des Nachruhms tragen, der auf den

Thaten **Josephs** liegt, schon durch diese Monden errungen!

Wir sahen die Fesseln zerschlagen, in welchen die Wahrheit schmachtete. Das Heer des Aberglaubens und der Unwissenheit floh vor dem neuen allgewaltigen Licht in die Abgründe der Finsterniß hinab.

Wir sahen die Menschheit ihr Freiheitsfest feiern. Der Sohn des Pfluges durfte sich vom gleichen Joch seines Stiers losspannen, wurde Mensch mit dem blutig gekränkten Israeliten, seinem Bruder.

Die eisernen Thore heiliger Kerker sprangen unter ihren starken Riegeln auf. Die weinende Unschuld troknete ihre Thränen. Die Tirannei miskannter, entheiligter Religion wurde unter ihren Trümmern begraben. — —

Willst du dich des schönsten Traums freuen, willst du das seligste aller Menschengefühle genießen; so wage

den

den kühnen, den göttlichen Gedanken: Josephs Thaten sind die deinigen! du bist wie Er Vater des Volks! — —

Nur dieser Gedanke würde deinen Muth beleben, das krönende Ziel zu erringen: du würdest, das Sturmgeschrei des Pöbels verachtend, Vollendung gewinnen, und von Jahr zu Jahr würde dein Lohn auf dieser Spitze sein, der Dank edler Seelen.

☆

Ich trete in den Kreis der um mich Versammleten zurük. Ich sehe in ihre Herzen, und ihre mannichfaltigen Gefühle, ihr Schmerz und ihre Freude ergießen sich durch meine Lippen.

Im ersten Hinblik begegnet mir das entzükte Stammeln dankender, froher Kinder. Sie sahen den kranken Vater auf dem Siechbette hinschmächten. Ihre Thränen floßen in seinen Schmerz, und trostlos rangen

ihre tief verwundete Herzen mit den schreklichen Gefühlen der Verzweiflung. — Schon über die Schwelle des Hauses war der Tod geschlichen. Die Gebeine des Schmachtenden wankten der Gewalt des Verzehrenden entgegen. Aber die Huld des Vaters des Lebens begünstigte das Leben dieses Vaters. Sein banger Todtenschlummer wich. Sein halb gebrochenes Auge blikte mit neuer Freudigkeit ins Leben hinüber. Seine Kräfte sammleten sich. Die Sonne gieng wieder froh und jugendlich über seinem verjüngten Haupte auf und nieder.

In Ströme des heißesten Danks floßen die Lippen der neugesegneten Kinder über. Sie grüßten ihren Vater, und sahen in seinen Armen zum Himmel auf, und priesen den Vater des Lebens ob dem Leben ihres Vaters.

Hier

☆

Hier Genesung! — Und dort stehen die Hügel so mancher Entschlafnen einsam, und mit winterlichem Schnee bedekt. Ein Vater — eine Mutter — ein Freund! Sie ruhen im Schlummer des Todes. Die Söhne und Töchter und die Freunde weinen dem Andenken der entschlafnen ihre heißesten Thränen. — Aber heißer sind die Thränen des verlaßnen hinschmachtenden Jünglings, der in der Stille der Mitternacht über das frühe Grab seiner Geliebten wandelt. Die einsamen Sterne, und der freundliche Mond ziehen über seinem Haupte hin, spiegeln sich in seinem nassen ausgeweinten Auge. Sie können ihn nicht trösten; denn was er verlor, giebt kein Sterblicher seinem Herzen wieder. Sein Leben zieht sich in die trübsten Schatten der Melancholei hinein. Sein Schmerz seufzt nach

dem

dem Grabe. Sein Jahr beginnt mit Thränen, und mit Thränen wird er es enden.

☆

Engel waren Zeugen des herrlichsten Schauspiels der Menschheit, und mein fühlendes Herz. Eine hilflose Mutter, an ihrer Brust den winselnden Säugling, fünf nakte Kinder, Hunger und Elend auf ihrem Gesicht, und Verzweiflung im Herzen der Mutter! Thränen gab ihnen der Tag, und Thränen die Nacht. Sie starrten in der Kälte, und wurden verwundet von der stechenden Sonnenhitze. Die Erde war ihnen eine Wüste, und die Menschen ihre Peiniger! —

Da kam ein Mann — o wie schlägt noch diese Stunde mein Herz für den Edlen! — Er wischte sich eine Thräne aus dem Auge, nur eine — sie war heilig. Er gieng, und kam wieder,

der, und mit ihm Hilfe und Rettung für das Elend. — Den Dank und das Gefühl von Freude der Geretteten vermag ich euch nicht zu beschreiben. Fühlt es selbst!

Und fühlt auch die Seligkeit des Edlen, der nach solch einer That der Gottheit so ähnlich wurde! —

Glüklicher! wenn nicht noch an dem lezten Abend des Jahrs dein Herz die süßeste Belohnung deiner That dir giebt, und in deinem Auge eine sanfte Freudenthräne dir glänzt; so ist der Glaube an selbstständiges Gefühl, an innre Belohnung eine Thorheit geworden, und es giebt keine Tugend, keine reine Seelenfreude mehr auf Erden.

☆

Glüklicher! biete dem deine Bruderhand, den ich dir entgegenführe. Er ist so edel, so sehr Mensch wie du. Küsse ihn mit dem Kusse des

Frie-

Friedens und der Bruderliebe. Ihr seid einander werth.

Er sah einen Jüngling im Strom der Wollüste und aller jugendlichen Ausschweifungen versinken. Der Jüngling hatte ein redliches gutes Herz; darum fiel er, darum ward er die Beute nichtswürdiger Buben. Sie tödteten seine Unschuld, und rotteten die Keime der schönsten Gefühle aus seinem Busen.

Es war ein Jammer, den Jüngling zu sehen! Leiser Kummer umzog die freche Stirne. Ein Strahl von Edelmuth blikte noch stark aus dem gebrochenen wollüstigen Auge. Die Fülle des Geistes leuchtete noch mitten aus dem schwärmenden Zottengewühl, in das, seinen Gesellen zu gefallen, seine verwöhnte Zunge so oft ausbrach. —

Der edle Mann trat in die niedrigen Gelage der Wollüstlinge, um den

den Jüngling zu prüfen. Er fand ihn, und seine Seele erwachte zum grösten, schönsten Entschluß, ihn zu retten, eine Seele ihr selbst wiederzugeben, die so elend unter sich versunken, so tief im Schlamme des Verderbens verloren war.

Er rettete ihn, gab sein Herz ihm wieder, belebte seine halb erstorbenen Gefühle, wekte die Jugendkraft aus dem wollüstigen Schlummer, bildete einen Mann, edel und rechtschaffen, wie er. — Die Engel sahen hernieder, und frohlokten über den Triumpf eines schönen Herzens.

So sieht diese lezte Sonne des scheidenden Jahrs den Jüngling. — Ach! wird sie ihn auch noch so sehen, wenn nach zwölf neuen Monden ihr Abschied sich wieder erneut? —

✠

Liebliche Sonne! ehe du scheidest, sprich, denn du sahst sie alle! —

Wie

Wie viele Liebende fanden sich in diesem Jahre? — Du lächelst, und gehst, und antwortest nicht. Ist dein Schweigen Mitleiden? ist es Trauer über die vielen, die sich fanden, über die armen Herzen, die sich entgegeneilten, und deren, ach! vielleicht kaum zwei sich ewig besitzen, die meisten, die besten und edelsten in ihrem hilflosen Jammer sich trostlos verbluten werden! — Ist es so, ach so hülle dein Antlitz in die trübsten Wolken! Weine mit mir über die Unglüklichen! Und weine noch, wenn du morgen wiederkehrst, denn auch sie, die Armen, werden dich weinend begrüßen; werden von dir ihr Grab erjammern, den ewigen Schlaf ihrer blutigen Schmerzen! —

Was sitzest du so einsam, so schweigend in jener finstern Grotte, liebliches Mädchen! — Ach! du liebst — und deine Seele schmachtet in Trauer! —

Und

Und dort der stumm in sich gekehrte Jüngling! Mitten im kältesten Schnee sizt er, als wollt' er die Wärme seines Herzens im Frost des Winters erstikken! — Aber er vermag es nicht. Immer glühender wird seine Liebe und sein Schmerz. Er sehnt sich nach der todten Mitternacht, um einem neuen Jahr voll Kummer und Verzweiflung entgegen zu wanken. —

Ach die Menschen! — So floßen schon tausend und tausend Jahre dahin, und mit dem Scheiden eines jeden blieben Qualen in liebenden Seelen zurük. —

Kennst du, wer du immer bist, einen schreklicheren Fluch, als den, der über die Härte der Menschen hinfällt, die aus Bosheit, aus Stolz, und aus hundert kleinen, nichtswürdigen Absichten die besten Seelen trennen, die einzige Seligkeit des armen Lebens vernichten, und die allgemeine Harmonie

der Natur durch das Gift ihrer Kabbalen und ihrer Leidenschaften in den traurigsten Mißklang verstimmen? —

*

Wären es auch nur zwei edle Herzen, die sich glüklich in diesem Jahre fanden, und sich glüklich besitzen werden: ich will sie suchen, und mich mit ihnen freuen, und ihre Seligkeit preisen, und tausend und tausend Freudentage ihnen wünschen, vom Himmel ihnen erflehen.

Noch schöner als der herrlichste Frühlingstag ist der Genuß reines Seelenentzükkens, denn er ist seltner. Zehnmal scheiterst du an Klippen, ehe du einmal das Eiland menschlichen Glüks erreichst. —

Glükseligkeit des Menschen! was bist du mehr als ein Schattenbild? Aber es thut dem schmachtenden Herzen so wohl, wenn du irgendwo, etwa auch nur in der Kammer der Armuth,

muth, ihm begegnest. Es umfaßt dich so warm, und so innig, und will lieber sterben, als dich von sich scheiden lassen.

Glükliche! so waret ihr aus tausenden die Lieblinge des Himmels! so webte nur euch gleich in der Stunde eurer Geburt das Schiksal reine Freuden in eure Frühlingstage! Die Erde blüht vor euch zum Paradiese auf, und auf euren Wegen wachsen euch Rosen zur vertraulichen Laube eurer Seligkeit.

Jahre und Jahre sollen die Zeugen dieser Seligkeit sein! und mit jedem Scheiden eines kommenden Jahres müssen eure liebenden Herzen sich fragen: wo ist es hin? — Und mit dem Beginnen eines jeden müsse der feste Vorsatz in euren Seelen neu werden, es so zu leben, daß das Ende sei, wie der verflossenen.

☆

Wie dem Wanderer in Wüsteneien so selten ein schattenreicher Baum begeg-

net, unter dessen Aesten er, angefächelt von lieblichen Lüften, vom Schweiß seiner Wanderschaft ausruhen könnte; noch seltner fast begegnet dem fühlenden Herzen in diesem Sturme der Welt ein treuer Freund.

Darfst du dem zweizüngigen Schmeichler, dem kriechenden Wurme, den Eigennutz in den Staub wirft, darfst du dem stolzen Sprecher, dem angemaßten Eigendünkler trauen, und wünschen, sein Freund zu sein? — Und so begegnest du tausenden mit solchen Herzen, ehe du einen findest, deß Redlichkeit fest steht.

Und die Fallstrikke des süßen Heuchlers, und die Rosenfesseln des glattzüngigen Verführers — wie kannst du denen immer entgehen? — Je edler und unbefangner dein Herz ist, desto sorgsamer sei du, um nicht in die Netze der Bösen zu fallen.

Aber

Aber du fandest einen Freund, der dich liebt wie sich selbst. O so danke dem Himmel für die schönste Gabe. Sei seiner werth! —

Euer brüderlicher Kuß besiegle die Treue eurer Herzen; und diesem Abend sei jeder lezte jedes Jahrs, und jedes eures Lebens gleich! —

☆

So wollte mein Herz dieses Hinscheiden der Sonne, diesen Abend feiern.

Ehe du noch ganz hinabsinkest, Schöpferinn des neuen Jahres! o so nimm auch meinen Dank für meine Freuden und Thränen der Vergangenheit mit dir hin! — Ich habe viel zu danken, für manchen süßen und trüben Kummer, für so manche freudige Stunden erkannter Wahrheit, für das belohnende Gefühl großer und schöner Handlungen, für so manche theure Freundschaft würdiger und edler Männer, die ich in diesem Jahre fand,

und die ich an diesem Abend aus vollem Herzen grüße und ehre.

⁂

Wir steigen nun wieder jenseits das Thal hinab, zu neuer Arbeit, zu neuen Freuden, zu neuem Kummer. Möge Muth und Festigkeit mit uns hinab steigen, und möge Unglük und Gefahr uns nicht kleinmüthig, und schläfrig im Guten machen.

Und ihr aus uns, denen nach zwölf neuen Monden schon Schnee auf den Gräbern liegt, deren Hügel dann schon einsam im Schatten der Cipresse verwachsen sind — rüstet euch zur großen Wanderschaft. — Unsre Thränen werden euer Andenken segnen; und eure Schatten werden an einem künftigen Abend, wie dieser ist, zu uns sich versammlen, und Gefühle der Seligkeit und Unvergänglichkeit über uns ausgießen. —

Der

Der zwanzigste März 1781.

Für empfindsame Seelen.



Monate lang bin ich in der weiten volkreichen Wůste, die ich nun bewohne, herumgezogen. In der ruhigsten Stille meines Herzens, und mit dem heiteren Gesichte des sorglosen Jůnglings gieng ich aus; mit jeder Sonne gieng ich aus: immer bekůmmerter, mit jedem Sinken des Tages harmvoller ůber die Erscheinungen, die mir begegnet waren, trat ich in meine dunkle Kammer zurůk.

Ich suchte Freuden, wie die liebvolle Natur ihren Kindern sie darbeut; und auf allen Wegen begegnete mir Trůbsal und Kummer. Ach so selten konnt' ich an dem ruhigen Blik eines Kummerlosen verweilen. Falten der Traurigkeit hatten so sehr viele Stirnen ůberzogen. Oft schrekte die Verzweiflung stumm in sich gekehrter Fůr-

übergehenden mich zurük. Weisheit und Tugend kamen fast nie an dem Wege daher, den ich gieng. Ich rief ihnen wohl oft, aber sie kamen nicht.

Mein Herz floß in stille Klagen, aber so still, daß nur die lispelnden Seufzer des Abendwinds sie vernehmen konnten. Ich klagte im nächtlichen Schimmer der Sterne. Sie lächelten mitleidig auf mich hernieder, als wollten sie mir sagen: uns darfst du es klagen, aber den Menschen nicht: sie würden deiner nur spotten. Der Mond zog auf seiner einsamen Bahn dahin. Ich sah ihm wehmüthig nach: vielleicht trägst du gute Menschen, sagt' ich zu ihm. Er hörte mich nicht, und meine Augen wurden mir trübe.

Soll ich nun lauter werden? Soll ich mein gepreßtes Herz seiner Bürde entladen? Meine Augen sahen so viel; und daß sie nicht vergessen, was sie sahen, nehm' ich die Feder, und zeichne

ne mir das Andenken mancher Erscheinungen dieser Tage zur dauernden Erinnerung. In mancher melancholischen Stunde, deren noch viele mir kommen werden, werd' ich mir's danken, daß ich diese Erinnerung schrieb. Es ist wohl heilsam, sich oft dessen erinnern, was vorüber ist.

✳

Noch immer schwebst du blutig vor mir, armer Erschlagner, den sie gestern begruben. Ich weiß nicht, wer du bist. Aber du bist ein Mensch — und Menschen haben dich erschlagen. Dein entstellter blutiger Körper war das Schrekken der Fürübergehenden. Du hattest dein Grab auf der Heerstraße gefunden.

Weinen konnt' ich nicht, da ich dich sah. Aber mein Herz erstarrte in dem betäubenden Gefühl — das thaten Menschen! —

Du warst vielleicht ein guter, ein edler Jüngling. Dein gebrochnes Auge

ge spricht noch einen Laut von deiner Weisheit, von deinem hohen Geiste. Dein Mund mochte oft die Tugend gepriesen haben. Aber was ist Weisheit, was ist Tugend in dieser Welt?

Wohl dir! ich wollte, daß ich da läge, wo du liegst, oder nahe neben dir: ich beneide dein Loos. Du hast ausgerungen, und der Tumult der Welt wird deine beruhigte Seele nicht mehr bestürmen. Vielleicht begraben sie mich auch bald. Vielleicht findet der erschrokne Wanderer auch meinen Körper bald in einem einsamen Gesträuch, oder auf der Heerstraße mit blutigen Zügen bezeichnet. Ich wandle gern einsam; ich bin wehrlos — und die Menschen sind ja meine Brüder. — Morden ist leicht. Es kostet ja nur Blut und ein elendes Leben.

Blut — Mord — das sind schrekliche Worte in den Ohren der meisten. Sie zittern, wenn sie sie aus-

spre-

sprechen. Die zärtlichen, menschlichen Leute! — Beim Anblik des Hilflosen, des Nakten, der sie um eine kleine Gabe fleht, den sie verstoßen, der im innersten seines empörten Herzens mit stummer Verzweiflung ringt, den sie, nicht auf einen Streich, nicht blutig, aber langsam, auf der Folter des Elends und der Verzweiflung morden, beim Anblik dessen zittern und erschrekken sie nicht.

Ruhe sanft, guter Jüngling! deine Wunden sind geheilt. Kein Schmerz stört deinen Schlummer.

Sollen wir die Stätte bezeichnen, wo du fielst? Sollen wir ein steinernes Kreuz, oder einen Baum hinsetzen zum Merkzeichen der Fürübergehenden, daß der empfindsame Wanderer sich hinsetze, und auf deiner Stätte deines und seines Todes denke, der ihn vielleicht in einem dunklen Gehölz bald ereilen wird? —

O nein!

O nein! das thaten nur unsre einfältigen Väter. Unsre Zeiten haben nur Sinn für erhabne Dinge.

Ruhe sanft! du bist vergessen, wie Tausende vergessen sind, die voll wahren Eifers für ihr Vaterland fielen. Sie waren zu klein für den Griffel der Geschichte. Verräther und Bösewichte nahmen ihre Stelle ein.

*

Ich habe dich nicht vergessen, arme Wittwe, mit deinem weinenden Säugling an der Brust, und mit deinen zwei kleinen Kindern, die in ihren elenden Lumpen hinter dir herkrochen. Es war ein trauriger Anblik! Du hattest so viele um Mitleiden angefleht, und sie ließen dich ungetröstet von sich gehen.

Dein Mann fiel von einem hohen Gerüste, und fand seinen frühen Tod. Niemand fühlt deinen Kummer. Dein Loos ist der Bettelstab. Deine Kinder wachsen im Elende heran.

Ich

Ich sah die treue Mutter in dir, da du mit nassen Augen auf deine Kinder, und zum Himmel aufbliktest: was wird aus ihnen werden?

Hätt' ich mehr, als meine eigne Armuth, ich wollte dir diese Sorge lindern, gutes Weib! — Nicht Trost, aber Unempfindlichkeit, ein erstarrtes Herz, das ists, was ich dir empfehle.

Härme dich nicht, daß du elend bist, indessen hie und da der häufigste Ueberfluß verschwelgt wird. Du müßtest nach einem Strik greifen, und das darf ich dir nicht rathen. Geduld — doch nein! ich will deines Elends auch nicht spotten. Die Unempfindlichen mögen dir Geduld predigen.

☆

Träumend und wachend verfolgt mich die Gestalt des Unglüklichen, den sie vor 6 Tagen am Galgen aufhiengen. Es war der erste Mensch, den ich mit meinen Augen von Menschen umbringen

gen sah. Dieses Schauspiel wird mir bis an meine lezte Stunde lebhaft bleiben.

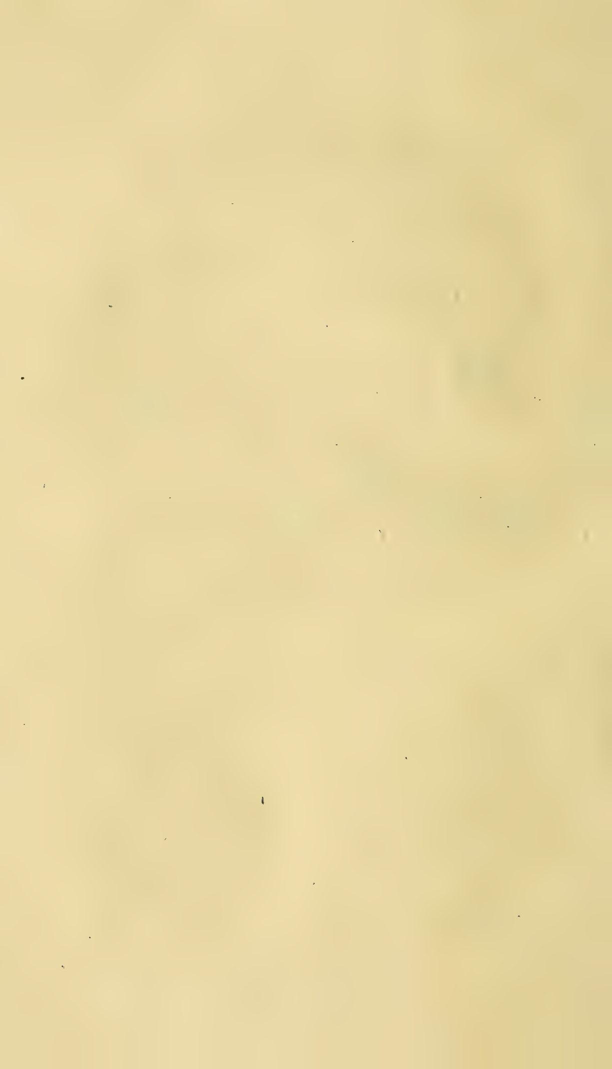
Ich würde untröstlich sein, wenn ich nicht wüßte, daß es noch Menschen giebt, welche das Recht verabscheuen, welches sich Menschen über das Leben ihrer Brüder anmaßen.

Der Unglükliche, den ich sah, hatte einem reichen, reichen Manne einige hundert Gulden entwendet. Das war das Verbrechen zum Tode. Wer war der Unglükliche? Ein Mensch der nicht hatte, um seinen Hunger zu stillen. Die Geseze waren wider ihn, er mußte sterben.

Die Geseze — warum giebt es doch in allen unsern gesitteten Staaten noch kein Gesez, das jedem Elenden sein tägliches Brod verschafte, indessen so viele Gesetze den privilegirten Räuber bei seinen erplünderten Schäzen sichern? —

Weisheit.

Eine Apostrophe des Herzens.



Selig ist der Mann, der an der Hand der Weisheit durchs Leben wandelt. Seine Wege werden eben sein, und keine Klippe wird seinen Schritt aufhalten zum Gipfel der Glükseligkeit.

Wie die Sonne beim Erwachen eines Frühlingstages hervortritt, und Segen über die Erde ergießt; so tritt der Weise in die Versammlungen der Menschen: sein Blik ist Güte, seine Rede Wahrheit, sein Handeln Tugend.

Wolken überschatten die Sonne; aber sie geht unter der trüben Hülle ihres Ganges fort, und wirft verborgen ihre Strahlen, und die Erde erfreut sich ihres Lichts. So umschlingt den Weisen die Heerde der Thoren. Er duldet ihr Geschrei, und mitten aus dem Geschwärm bricht mit

Allgewalt die Weisheit hervor, und kehrt in die Seelen der Guten ein.

Ungewitter verfinstern den Glanz der Sonne; unvermögend ihr Licht zu leihen, fällt die Erde in die Schatten der Nacht. Bosheit und Verläumdung stürmt wider den Weisen. Er dauert den Sturm aus, und mit ihr geht er nach gewichenem Ungewitter in verdoppeltem Glanz hervor.

Hingeworfen ins öde Leben, preisgegeben den tausend Grillen des misgünstigen Schiksals, versunken im Gefühl des Kummers, gehöhnt vom siegenden Laster, zurükgeschrekt durch Uebermacht der Bosheit vom Ziel der Tugend, angefesselt bei jedem Schritt zur Glükseligkeit, mishandelt um der Rechtschaffenheit willen — was ist der Mensch, wenn Weisheit ihn da nicht begleitet, nicht stüzt, nicht sicher führt? — Zum Wurm am Boden müßt' er sagen: Wie glüklich bist du — und wie unglüklich ich!

We-

Wenig sind der Freuden geworden auf der Pilgerschaft des Lebens. Der Jüngling im wärmsten Gefühl seines Daseins genießt kaum die ersten Blühten der Frucht. Der Feind geht zur Nacht hin, und streut Gift auf die Blätter, und der Genuß wird tödtlich.

Kaum noch spielt das Kind harmlos am Boden. Zu vernünftige Zuchtmeister geiseln nur zu bald den glüklichen Sinn für Freude aus dem noch kaum belebten Herzen. Das einzige schuldlose Gefühl der Kindheit muß sich zur Grimasse des künstlichen Anstands verzerren.

Von den Tagen seines Reifwerdens beugt der Mann immer tiefer seine entnervte Schulter in die konventionelle Knechtschaft. Er keucht unter seinem Joch, und ein halb ruhiges Athemholen muß er Freude nennen.

Wer zählt die Mühseligkeiten des Lebens alle! wem zittert nicht die Hand

beim Gemälde des sich selbst überlassenen, unbehilflichen Menschen, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegt, wenn Menschen es nicht wollen!

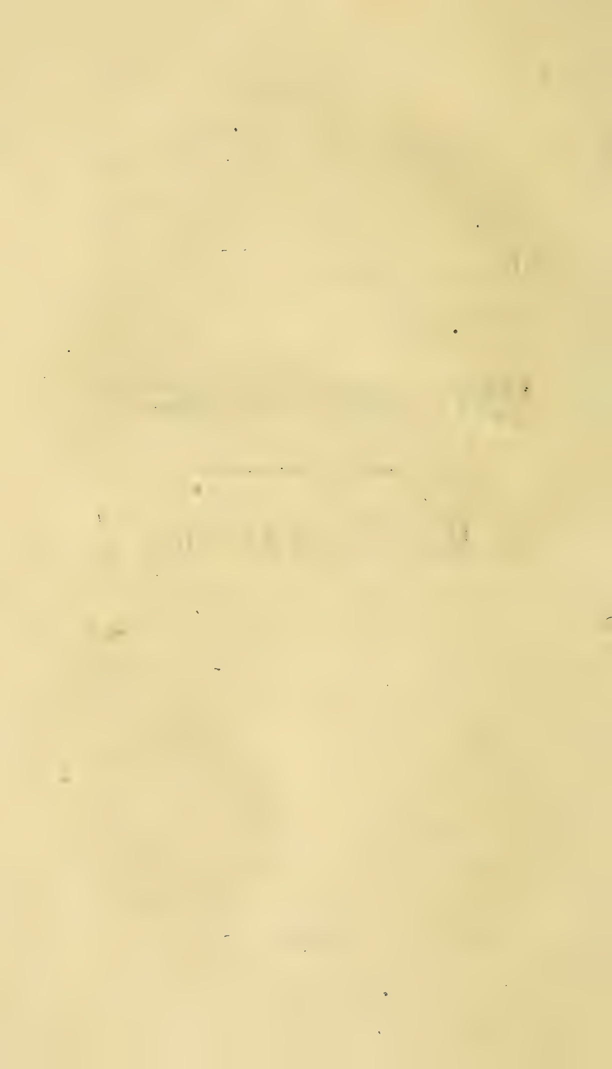
Und war der Mensch nicht immer derselbe? Er war es gewiß. Immer unbehilflich, immer ein Kind, das ohne Mutter und Vater hätte Hungers sterben müssen.

Es ist nicht Klage wider die Natur, wenn man sagt, daß der Mensch immer so war, und immer so bleiben wird. Es ist Ueberzeugung, daß der Mensch nach einer Mutter und einem Vater sich umsehen müsse, die ihn speisen im Hunger, und tränken im Durst; die seine Thränen ihm troknen, sein Unglük ihm tragen helfen, ihn trösten, ihm Muth geben zur Wanderschaft am dornichten Pfade des Lebens.

Das bist du mir, Vater und Mutter am Pfade des Lebens bist du mir, Weisheit!

Menschenglükseligkeit.

Ein Fragment.



In dem Wörterbuch der dichtrischen Empfindsamkeit steht nebst vielen andern ein Wort, das seines Misverstandes, seines Misbrauchs, und seines so oft verkehrten Begriffs wegen das Mitleid jedes denkenden Mannes verdient. Es ist so gar lange noch nicht, daß die sogenannte Periode der Menschheit begann; so lange noch nicht, daß Journale und Romane mit vereinigten Stimmen den Jubelgesang über das Erwachen, Fortkeimen und Herrschendwerden der Menschheit zu trompeten anfiengen. Es ist eine schnell berauschende Freude, diesen Jubelgesang zu hören. Das Herz zerfließt in glükliche Schwärme-

reien; ein seliger Nebel von Allzufriedenheit hüllt es ein, und mit Mühe arbeitet sich der Kopf, von einem solchen Herzen begleitet, durch den Nebel; mit Mühe erreicht das ungetäuschte Auge die von Luftgestalten umschwärmte Wahrheit.

So schlummert manches gute Herz in dem glüklichen Traume von Menschheitssieg; so glaubt es, **Menschenglükseligkeit** sei die Göttinn geworden, die allenthalben ihr Füllhorn ausstreut, der alle Erdenkinder huldigen, die die Welt einträchtig und brüderlich an den Rosenfesseln der Liebe und Freude fortführt.

Es ist Grausamkeit, sagt man, einen frohen Träumer von seinem Schlummer aufstören — aber man sagt es nur zu oft auch da, wo der Träumer am Rande eines Abgrunds liegt, oder eine Schlange mit ihrem Gift sich ihm nähert. Entweder ist Wahr-

heit

heit das höchste Gut der Erde, oder Täuschung. Entweder soll das Auge sehen, oder unter der Binde des Wahns alles für gesehen halten, was andre es sehen lassen wollen. — Ich glaube sehr zuversichtlich, hierinn meine Rechtfertigung zu finden, wenn ich gegenwärtig eine einsame Reise aus dem Lande der Einbildung in jenes der Wirklichkeit unternehme; wenn ich betrachte, worinn unsre so gerühmte Menschenglükseligkeit bestehe? wenn ich frage, ob diese Menschenglükseligkeit schon so gegründet sei, daß dem wahren Freunde der Menschheit keine Arbeit mehr dabei übrig bleibe?

Es ist nöthig, daß man darüber einig werde, was Menschenglükseligkeit eigentlich sei, oder sein könne. Die Meinungen der alten philosophischen Schulen waren so getheilt, als es die neuen noch sind. Tugend, riefen diese; nein, Weisheit versez-

ten

ten jene; Freiheit und möglichst einfache Bedürfnisse, behaupteten andre; Vollgenuß des phisischen Lebens, sagten die vierten. — Dieser Wirrwarr von Meinungen sauset stets noch vor unsern Ohren; unsre Philosophen liegen noch ritterlich gegen einander zu Felde, indeß die Diener der Religion beinahe aus einem Munde drein schreien: Abtödtung des Fleisches, Kreuzigung der Sinne und Leidenschaften, Entfernung von jeder sinnlichen Freude sei eigentlich dasjenige, was der Mensch als wahre Glükseligkeit für dieses und jenes Leben ansehen dürfe.

Man braucht nicht viel Scharfsinn, um bei solchen Erscheinungen die Bemerkung zu machen, daß es ein sehr misliches Bewenden mit dem reellen Dasein einer Sache haben müsse, über deren Wesen seit Jahrtausenden so verschieden gedacht, ja wohl gar darüber

über gezankt, und verketzert wurde. Ja man wird verführt, beinahe an dem ganzen Dasein einer solchen Sache zu zweifeln, wenn man in andern Fällen gewahr wird, daß selbst jene Sachen, denen man einen dauerhaften Begriff, ein bestimmtes Wesen gab, bisweilen ein höchst zweideutiges und armes Dasein haben. So ist z. B. Weisheit und Tugend nicht eben das allgemeine Erbtheil der Menschheit, obschon seit ziemlich lange Salomo und seine Nachfolger mit deren Bestimmung und Erklärung fertig geworden sind. So ist Patriotismus fast ein unbekannter Name geworden, obschon das Volk des alten Roms den Sinn dieses Wortes sehr gut inne hatte, und sehr praktischen Gebrauch davon machte.

Es sei! Der abstrakte Denker befindet sich bei der Verschiedenheit der Meinungen gemeiniglich am besten. Er

Er gewinnt, ohne einiger Arroganz schuldig zu werden, das Recht, nach seiner sichersten Ueberzeugung entweder Parthei zu machen, oder wenigstens seine Gedanken und Meinungen auch zu sagen; das heißt: er darf in der terra incognita herumziehen, und bei irgend einer ihm so scheinenden neuen Entdekkung seinen Nachbar fragen, ob dieser das Ding auch, und grade so sieht, wie er es gesehen haben will. Ein aufmerksamer Wandrer bemerkt doch immer Manches, das bemerkt zu werden verdient.

Die Billigkeit fordert, daß man Niemand in Verhältnisse zwinge, die für ihn nicht bestimmt sind; Niemand eine Last auflade, die er nicht tragen kann. Und grade so fordert es auch die Billigkeit, daß man dem Menschen nicht seine Glükseligkeit vom Katheder herab oder im Buche definire, ehe

ehe man ihn gefragt hat, wie, wenn, und unter welchen Umständen er sich seiner wahren Glükseligkeit bewußt fühlen könne. Diese Billigkeit scheinen jene bei Seite gesezt zu haben, welche den Menschen ausschließungsweise blos allein durch Weisheit, oder Tugend, oder Weisheit und Tugend ganz glüklich gemacht glauben. Sie vergaßen über dem Glüklichmachen des Geists und Herzens, daß der Mensch auch noch Hände und Füße, Augen und Ohren, Magen und Blut habe; sie entkörperten sich so sehr, daß sie das phisische Gewicht der Sinnlichkeit, diese wahre vim inertiae des geistigen Menschen gar nicht zu empfinden schienen; sie flogen über Wolken, ohne zu bedenken, daß selbst in unsern Zeiten das Fliegen erst so weit raffinirt werden würde, immer noch einer körperlichen Maschine, eines Luftballons zu bedürfen.

Hät-

Hätten sie also den redlichen, grad-
sinnigen, unenthusiastischen Menschen
um den Wunsch seiner Glükseligkeit
gefragt; wären sie als treue Beglei-
ter an seiner Seite gegangen; hätten
sie jedes Bedürfniß in und außer sei-
nem Hause, alle die Nothwendigkei-
ten des sogenannten ruhigen und be-
quemen Lebens bemerkt — wie ganz
anders hätten sie definiren müssen,
und wie würde der schöne Name
Menschenglükseligkeit vor ihren Au-
gen wie eine Schimäre verflogen sein!

Um die Vorzüge der Weisheit und
Tugend geltend und fühlbar zu ma-
chen, muß erst Weisheit und Tugend
wenigstens die halbe Menschheit zur
Dienerinn haben.

Der Bösewicht muß nicht im Voll-
genuß der Güter sitzen, indeß der
Weise und Tugendhafte in Kummer
darbt.

Der

Der Tirann muß nicht ganze Heerden frommer und guter Menschen mit Sklavenketten an seinen Triumpfwagen binden.

Der übermüthige Schurke muß dem redlichen Manne nicht den Fuß in den Nakken setzen.

Der gute Mensch muß leben dürfen, wie die Natur ihn leben haben will; er soll nicht Hunger und Durst leiden.

Dies wenige beschränkt fast die ganze Philosophie der Menschheit. Wenn solche Widersprüche nicht gehoben sind, mag dem Denker alle Menschenglükseligkeit für eine Satire auf das menschliche Elend gelten.

Dann ist an Glükseligkeit zu denken und zu glauben, wenn die Väter der Völker nicht mehr nur so heißen, sondern es sein werden.

Dann, wenn Weisheit kein Bücherstudium mehr, sondern reine und

wahre Empfindung des Herzens sein wird.

Dann vorzüglich, wenn die Religion die einzige Lehrerinn der Tugend, die unbestochene Führerinn durch das bürgerliche und häusliche Leben sein wird.

Bis dahin mögen die Empfindler von Arkadien schwätzen, sie mögen Rosenketten winden. Der ernsthafte denkende Mann wird stillschweigend seufzen, und jedem Glük wünschen, der gute Träume hat.



Wel=

Welches ist die moralische Bestimmung des Menschen?



Es ist nicht meine Absicht, in die nähere Zergliederung dieser Bestimmung einzugehen, sondern nur zu entscheiden, was moralische Bestimmung sei, ob Verherrlichung Gottes, Glükseligkeit, Gehorsam gegen Gott, Tugend, oder was sonst?

Meines Erachtens beantwortet sich diese Frage nach der folgenden kurzen Betrachtung von selbst, und entscheidend genug.

Die wohlthätige Absicht des Schöpfers bei der Bildung der Menschheit ist daraus unverkennbar, daß er den Menschen nicht ganz hilflos in sein Dasein hereinstieß, ihn nicht unbewehrt allen Stürmen des Bluts und

des mitgeschaffenen Temperaments preis gab. Er legte Gefühle in sein Herz, welche da, wo nicht Vergessenheit seiner selbst den Menschen zum Thiere herabsezte, zu mächtigen Trieben werden konnten, zum Guten mehr hinzustreben, als zum Bösen, und, wie in diese Gefühle selbst ein dunkles Bewußtsein, ein dunkles Unterscheidungsvermögen gelegt wurde, das Böse und das Gute zu kennen, so kam noch die Vernunft hinzu, diese edle Fähigkeit, über Gut und Bös zu denken, es genauer zu kennen, und dem Willen die Richtung zu geben, das Gute zu wollen, und das Böse nicht zu wollen.

Es gehört nicht mehr hieher, von den angeblichen angebohrnen verderbten Neigungen und der allgemeinen menschlichen Schwäche zu reden. Zugegeben, daß im Blut des Menschen Keime zu allem Bösen liegen, daß die gan-

ganze Menschheit den Fluch einer allgemeinen Schwäche, ich sage Schwäche, nicht Verderben, trägt; so wär doch schon der bloße Gedanke Gotteslästerung und ein kurzsichtiges Murren: als hätte der Schöpfer dem Menschen die nöthige Stärke versagt, sich unter dem Joche jener Schwäche hervorzuwinden; den männlichen Muth, gegen die Tirannei des Blutes zu streiten und zu siegen; die Fähigkeit, das Bessere zu kennen; das belohnende und selige Empfindungsvermögen, sich des Guten zu freuen, und in dessen Besitz sich über alles beglükt zu wissen; die Kraft, aller entgegenstürmenden Hindernisse und reizender Seitenlokkungen ungeachtet, nach dem Besseren hinzustreben, es zu wollen, es zu erwerben. Wer, der den Menschen und sein Wesen kennt, zweifelt hieran?

Wir bewundern mit Recht in diesem Plane des Schöpfers Weisheit und Güte: Weisheit, daß er den Menschen nicht zum Engel schuf, indeß alles um ihn her auf höheren und niedrigeren Stuffen der Unvollkommenheit stand. Für den Schauplatz, wo der Mensch wirken sollte, wär vollendete Vollkommenheit zwecklos und ein Unding gewesen; alle Verhältnisse des Ganzen wären verrükt und aufgehoben, alle wirksamen Einflüsse auf das Ganze und die einzelnen Theile gehindert worden. Arbeit und Wirken sollte die ganze Maschine beleben, ihre Kräfte und den Stand ihrer natürlichen Unvollkommenheit erhöhen. Vollkommenheit, das ist, **Lohn** sollte jedem mitwirkenden Theile nach dem Verhältnisse seiner Arbeit zu statten kommen, so wie Unvollkommenheit, das ist, **Strafe** das verhältnißmäßige Erbtheil des müssigen

und

und unthätigen Theils bleiben oder werden sollte.

Güte des Schöpfers leuchtet darum aus seinem Plane hervor, daß er den Arbeitern auch die verhältnißmäßigen Kräfte gab, verhältnißmäßig zur Vervollkommung des Ganzen mitzuwirken, und das große Ziel, **Vollkommenheit**, auch verhältnißmäßig zu erringen.

Dies that die Weisheit und Güte des **Schöpfers**. Aber nicht minder weise und gütig war der **laute Gesetzgeber**. Wir finden ihn in drei Perioden der Menschheit — bei ihrem Beginnen im Paradiese — auf Sinai — und zu Nazareth.

Hier wurden die von dem Schöpfer stillschweigend in das menschliche Herz geschriebenen Gesetze eindringender wiederholt, erläutert, und immer für den eben eingetretenen Zustand

stand der Menschheit angemessen bestimmt, erweitert oder beschränkt. Immer war die verhältnißmäßige Vollkommenheit des Ganzen ihre Absicht. Immer wurde den zu dieser Vollkommenheit mitwirkenden Theilen der Weg gezeigt, auf dem sie zu gehen, und die Art, wie sie zu gehen hätten, um den großen Plan ausführen zu helfen, um das allgemeine Ziel zu erringen, um Vollkommenheit des Ganzen zu befördern.

Der Schöpfer und Gesetzgeber sezte also gemeinschaftlich nur ein Ziel, **Vollkommenheit des Ganzen**, und da Schöpfer ohne Geschöpfe, Gesetzgeber ohne Gehorchende sich nicht denken läßt, und da die Absicht des Schöpfers und Gesetzgebers die Absicht der Geschöpfe und Gehorchenden sein muß, da der Plan des Schöpfers und Gesetzgebers von den Geschöpfen und Gehorchenden ausgeführt wer-

werden muß, da dieser Plan kein anderer, als Erreichung der Vollkommenheit des Ganzen ist, und da das Mitwirken zur Ausführung dieses Plans Bestimmung der mitwirkenden Geschöpfe uud Gehorchenden ist, so ist Bestimmung, und zwar moralische Bestimmung des Menschen, des Geschöpfs und Gehorchenden, verhältnißmäßige und eifrige Mitwirkung zur Vollkommenheit des Ganzen.

Dieser Begriff ist der allgemeinste, der von der moralischen Bestimmung des Menschen gegeben werden kann. Er fordert aber Entwiklung, um nicht zweklos für die Absicht der vorgelegten Frage zu bleiben.

Was ist Vollkommenheit des Ganzen? Harmonie aller Theile. Wie wird diese Harmonie bewirkt? wenn jeder

jeder Theil auf seinem rechten Platze steht, und da alle Wirkungen verrichtet, zu denen er angewiesen ist.

Der Mensch ist ein Theil des Ganzen. Er muß zur allgemeinen Harmonie des Ganzen mitwirken. Er wirkt mit, wenn er auf seinem rechten Platze steht, wenn er die Wirkungen verrichtet, zu denen er angewiesen ist. Moralische Bestimmung des Menschen ist also, nach dem erweiterten Begriff: Auf seinem Platze jene Mitwirkungen zur Harmonie des Ganzen verrichten, zu denen er angewiesen ist.

Dieser Begriff schließt drei Hauptforderungen in sich, welche von jedem Individuum, das seiner moralischen Bestimmung entsprechen will, erfüllt werden müssen.

Diese Forderungen sind: **Wahl des rechten Platzes**, von dem aus

zur

zur Harmonie des Ganzen zwekmäßig mitgewirkt werden kann und muß. — **Kenntniß der Wirkungen**, zu deren Verrichtung man angewiesen ist. Und endlich: **Unverdrossene Thätigkeit** in der verhältnißmäßigen Verrichtung der angewiesenen Wirkungen.

Um deutlicher zu sein: Moralische Bestimmung des Menschen ist, daß er sich einem Beruf widme, für dessen zwekmäßige Erfüllung Kraft und Fähigkeit genug bei ihm vorhanden ist; daß er nach Kenntnissen und Wahrheit strebe, um die Harmonie des Ganzen zu befördern, das heißt, um nach dem Verhältniß seines Wirkungskreises allgemeinen oder besondern Nutzen zu gewinnen; und daß er die Harmonie des Ganzen **wirklich** befördere, das heißt, thätig und arbeitsam sei, so viel es seine Kräfte vermögen.

Das

Das einzige Mittel hiezu ist, nach dem Wink und der Vorschrift des weisen Schöpfers und Gesetzgebers, Tugend, im weitesten Verstande; die Folge, nach der Versicherung des gütigen Schöpfers und Gesetzgebers — Glükseligkeit.



Sind

Sind unsre moralischen Fehler angebohren oder nicht?



Ehe diese Frage entschieden werden kann, müssen die richtigen Begriffe der Bestandtheile derselben gegeben und entwikkelt werden.

Moralische Fehler können wohl nichts anders sein, als Unvollkommenheiten in den Verrichtungen der Seele. Die Seele wirkt durch zwei Kräfte, durch den Geist und den Willen. Der Wille ist nach den Gesetzen der, wenn ich mich dieses Ausdruks bedienen darf, Seelenmechanik, dem Geist untergeordnet, und wird von ihm zum Wirken bestimmt. Die Hauptkräfte des Geists heißen Verstand und Vernunft. Der Verstand sucht und faßt Kenntnisse und Wahrheiten auf,

ordnet, prüft, berichtigt sie. Die Vernunft macht sie für das äußerliche Wirken anwendbar. Also wird der Wille, dieses nähere Principium des äußerlichen Wirkens, durch ein näheres Principium, die Vernunft, bestimmt. Das äußerliche Wirken des Willens steht sonach mit dem innern Wirken der Vernunft im gleichen Verhältniß, und zur Beurtheilung der Moralität oder Unmoralität einer Handlung muß der Maasstab von der Vernunft hergehohlt werden.

Hieraus folgt, daß eine Handlung dann unvollkommen, dann ein moralischer Fehler wird, wenn das Verhältniß zwischen Willen und Vernunft verrükt wird, und daß sie in eben demselben Stuffenschritt zu immer tieferer Unmoralität hinabsinkt, je mehr jenes Verhältniß gestört, verrükt, oder gar aufgehoben wird, in welchem leztern Falle der Wille einer

Fährte

Fährte gleicht, die ohne Steuermann von den Wellen herumgetrieben wird. Man pflegt diesen Zustand **Unbesonnenheit** zu heißen.

Moralische Fehler sind also nichts anders, als Unvollkommenheiten in den Verrichtungen der Seele: denn gestörtes und verrüktes Verhältniß zwischen den Kräften der Seele, dem Willen und der Vernunft, erzeugt Unvollkommenheit in ihren Verrichtungen, ist Unvollkommenheit derselben.

Angebohren ist dasjenige, was der Mensch besizt, ohne es selbst erworben zu haben. Kraft des Sehens ist dem Sehenden, Kraft des Hörens dem Hörenden rc. angebohren, weil er diese Kraft nicht erworben hat. Fertigkeit zu sehen rc. ist nicht angebohren, weil diese erworben werden muß.

Sind moralische Fehler angebohren oder nicht?

Diese Frage geht nach meiner gegebenen Bestimmung der moralischen Fehler in eine zweite Frage über: **Ist unsre Vernunft uns angebohren oder nicht?**

Ich könnte hier mit der Auseinandersetzung des Stritts der Kartesianischen Schule über die **angebohrnen Ideen** eine gelehrte Mine machen, wenn die gesündere Philosophie das Kartesianische Sistem nicht längst entkräftet hätte. Man glaubt und kann so wenig an angebohrne Ideen glauben, als daß die Erde ihre Erleuchtung durch sich selbst, und nicht durch die Sonnenstrahlen gewinne.

Die Erfahrung ist hier, wie in hundert andern Irrgängen des Denkens, die sicherste Wegweiserinn. Man begleite den Menschen von den Tagen an, da er als Kind zu stammeln anfängt, bis in die Jahre des Mannes, wo er denkt und urtheilt, und

frage noch, wenn man kann, ob die Vernunft angebohren sei. Von Anlagen ist hier die Rede nicht.

Was bedarf es, als seine Hand aufs Herz zu legen, und mit dem belohnenden Blikke der Erinnerung auf die mühsamen Wege zurükzusehen, die man gehen mußte, um nur jene Masse von Wahrheit zu sammlen, deren Besitzes man sich bewußt ist — und man wird mit dem Geständniß nicht genug eilen können, daß alles Denken und Wissen, alle Ueberzeugung und Wahrheit eigne Frucht eigner Erwerbung sei. Dies Geständniß wird noch lauter, wenn man zu der Höhe des noch übrigen Wissens hinauf, und in das unbegränzte Feld noch zu erforschender und erwerbender Wahrheiten hinaussieht.

Vernunft ist also erworben. Vernunft ist das Principium der Moralität, das heißt, sie, ihr Mitwirken,

ihr Bestimmen zu einer Handlung entscheidet über den moralischen Werth derselben. Das Dasein der Vernunft erzeugt die Moralität der Handlungen. Ihr Absein hebt die Moralität auf, und an ihre Stelle tritt Willkühr, oder Spontanäität. Moralität ist also Exfluens, ist Resultat von Vernunft. Vernunft ist nicht angebohren; also sind auch moralische Fehler nicht angebohren.

Jezt häufen sich die Einwürfe. Man kann vielleicht meine Bestimmung der Moralität anfechten: aber ich muß zweifeln, ob sie mit Grund angefochten werden kann. **Willkührliche** Handlungen sind keine **moralische** Handlungen; und es wär die einzige mögliche Anfechtung meiner gegebenen Definition, wenn man den Begriff der **Willkühr** ausdehnte. Aber es ist ja in der Lehre von dem freien **Willen** längst entschieden, daß **Willkühr**,

kühr, Spontanäität nur die unterste, animalische Stuffe des Wollens sei; und daß Moralität nur jenen Handlungen zukomme, welche durch den vernünftigen, den überlegten, den sogenannten **freien Willen** bestimmt werden.

Mit diesem entkräfteten Einwurf stürzen freilich alle übrigen zusammen. Würde der dem Begriff der Moralität untergeschobene der Willkühr für richtig statuirt; so könnte man allesfalls die Behauptung wagen: daß, weil phisische Anlagen und Triebe zu willkührlichen fehlerhaften Handlungen wirklich angebohren sind, auch jene Handlungen, die ohne Mitwirken der Vernunft verrichtet werden, angebohren, folglich moralische Fehler angebohren sein könnten. Aber diese Behauptung zerfällt durch die obigen Beweise.

Eben so ist jener Einwurf schon gehoben, den ein Kasuist — versteht sich ein Laxist in seinem Handwerke, von der Erbsünde, von dem durch sie, wie man sagt, verderbten, mitgebohrnen Willen herhohlen konnte. Die Erbsünde gehört aber bis jezt so wenig in die Philosophie, als man es den Philosophen erlauben will, die Aeußerung Mosis ein wenig unphilosophisch zu finden. Ueberdies, um recht viel einzuräumen, kann von der angebohrnen Erbsünde wohl allenfalls fehlerhafte Willkühr, aber nie Moralität des freien Willens abgeleitet werden.



An Laura.



Sanftes Mädchen! du lehntest heut deinen auf den linken Arm gestüzten Kopf am Kamin. In deinem Auge glänzte eine Thräne. Deine Seele wallte im bittern Kampf des Unmuths auf, denn du beklagtest das zu tiefe Gefühl deines empfindsamen Herzens, und riefst Unempfindlichkeit in deine Brust.

Ich versprach deinem Unmuth Beruhigung, und deiner Klage Trost. Hier mit wenig Worten schreib' ich ihn. Ich weiß nicht, ob du dieses je lesen wirst. Aber wenn du es immer einmal liest, so denke des Freundes, der dir in jener Stunde an der Seite stand, und in deinen Augen dein Herz suchte.

Stand-

Standhaftes Selbstbewußtsein, das Kind der Tugend — Gefühl seiner Unsträflichkeit und seines innern Werthes; schon dieses ist großen Seelen stark genug gegen alle einbrechende Stürme von Aerger und Verdruß.

In dem weiten Bezirk der Natur kenne ich keinen erhabnern Gegenstand, als die weise Seele, mit dem ruhigen Blik der innern Stille über das tobende Gewühl der Welt, über die Anfälle kleiner Seelen bedachtsam hinweglächelnd.

Aber der höchste Grad vollendeter Weisheit ist's, diese Seele auf der heitern Stirn des einsamen Mädchens zu sehen, das voll sanfter innrer Herzensgüte, unter dem Druk kleiner oder großer Unruhen, stillschweigend duldend, ihre schönste Größe in dem bescheidnen Mitleiden sucht, das sie etwa der Verblendung ihrer Peiniger weinet.

Dei-

Deiner Leiden, Theure! sind viel. Die Natur gab dir ein weiches, für Freude und Leid höchst empfängliches Herz. Das Schiksal warf dich in die Hände gefühlloser Menschen. Deine Tage schleichen langsam mit innerm Gram und Kummer beladen dahin, und zur Mitternacht spiegelt sich der Mond in deinen nassen Augen.

Doch sieh! der freundliche Morgen lächelt dir mit freudewinkender Ahndung entgegen. Klage nicht zu oft, daß du nicht bist wie die meisten deiner Schwestern. Klage nicht, daß nicht Unempfindlichkeit dein Loos wurde. Empfindlichkeit ist wohl ein trauriges Geschenk des Himmels: aber es beseligt ja wieder so manche Stunde mit dem namenlosesten Vergnügen. Nur, wenn du mit seelenvoller Herzensgüte an dem Schiksal eines Unglüklichen Theil nimmst, wenn du strebst, dem Kummer und der hilflosen

sen Unschuld Hilfe und Trost zu schaffen, und wenn es dir gelingt, an die Stelle des Kummers Freude und Glük zu setzen — wie entzükt mußt du sein, und wie wirst du das Entzükken dieses Augenbliks für die gepriesensten Vergnügungen nicht hintauschen, die die kalte schwärmende Welt ihren gefühllosen Lieblingen giebt!

Hoffnung — Zuversicht — Glauben an Tugend und dich selbst, dies müsse dir nie fehlen! Ringe nach Standhaftigkeit! Dulde mit dem Muth der Weisheit! — Die Wolken der Schwermuth werden bei dir vorüberziehen, und du wirst wieder glüklich und froh auf die Tage deiner Jugend hinlächeln. Der Gram wird aus deiner Seele weichen, wie der Nebel am hellen Morgen. Du wirst deines Lebens froh werden; du wirst die Tage der Zukunft mit gelassener Entschlossen-

senheit erwarten, und sie in stiller Freude genießen. —

✻

Die Jahre der Jugend fliehen; und warum wolltest du sie nicht in Freude und Zufriedenheit genießen? Wenn mit dem Scheiden einer Sonne dein Herz in Kummer und Schmerz aufseufzt, so giebt der kommende Morgen dir den vergangenen Tag nicht zurük. Er ist für dein Herz verloren, und in der Reihe deiner Freuden steht eine Lükke, die du nie mehr füllen kannst.

O wie manche Freude zerstört ein einziger unvorausgesehener Zufall, ein Wort, das mit Bitterkeit gesagt, oder mit Misverständniß aufgenommen wird. Alles im heutigen menschlichen Leben fordert Klugheit: und so auch die Freude: sie will und muß durch Klug-

Klugheit geleitet, mit Klugheit genossen werden.

Mehr als alles will die Freude auf Tugend gegründet sein. Ohne sie wird jede Freude entweder zum sinnbetäubenden Geräusch, oder zur ausschweifenden Zügellosigkeit. — Aber was ist Tugend?

Nicht jenes schimärische Hirngespinst, das sich nach tausenderlei Einbildungen modeln läßt; das nach jeder besondern Stimmung der Launen und Leidenschaften zur Maske dienen muß, um sich dahinter vor den Augen der Kurzsichtigkeit und Frömmelei zum Wunder der Sittsamkeit und Unschuld zu heucheln.

Der Dummkopf kann so wenig wahrhaft tugendhaft sein, als er vernünftig ist. Grundsätze und Ueberzeugung von dem wahren Guten gebähren rechtschaffene Gesinnungen. Aus diesen Gesinnungen entsprossene

Hand-

Handlungen geben Rechtschaffenheit; und Rechtschaffenheit ist Tugend.

Um rechtschaffen zu sein, um nach Grundsätzen gut zu handeln, muß man die Wesenheit und Beschaffenheit jeder Handlung kennen. Man muß das Gute oder Ueble desselben nach dem Einfluß verschiedener Verhältnisse zu bestimmen wissen. Und so muß man, um tugendhaft zu sein, jeder seiner Handlungen ihren moralischen Werth oder Unwerth festsetzen können.

Nur mit diesen Begriffen von Tugend, und dieser Tugend selbst wird sich Freude geniessen lassen; und so gewiß ist es auch, daß nur zu oft durch einen falschen Begriff von Tugend so manche Freude zu Grunde gehen muß. Uebertriebene Vorstellungen, schimärische Einbildungen bauen Gränzmauren und Gränzlinien, und die geheuchelte strenge Moral predigt Gemeinsprüche und Sentenzen, ge-

rade wie der Marktschreier, der falsche Essenzen und Tinkturen ausschreit.

Ganze, ungemischte Freuden giebt es hienieden keine. Immer umziehen trübe Wolken den heitern Stral der Sonne. Aber möchten doch wenigstens die Menschen nicht aus Muthwillen und elenden Leidenschaften sich selbst quälen, und ihre Herzen mit Bitterkeit erfüllen!



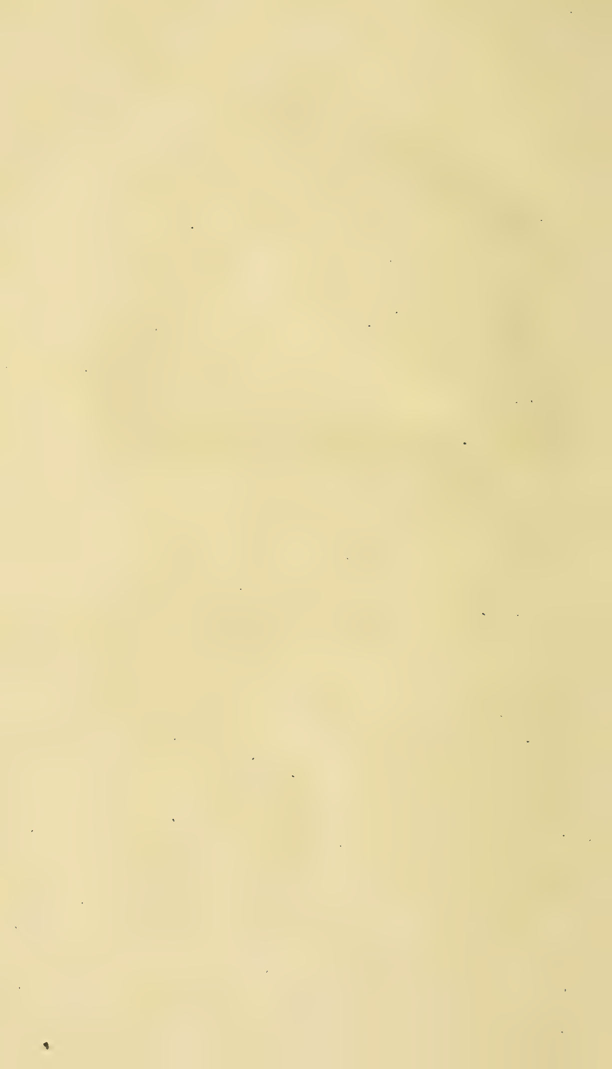
Das

Das

Heurathsjubiläum.

An

einen Freund.



Ohnlängst wurde ich zu einem ländlichen Feste geladen, das mir, in der Erinnerung noch, immer eines der theuersten und angenehmsten bleiben wird, das ich je mitgenoß. Ein paar glükliche, durch Tugend, Rechtschaffenheit und Verstand glükliche Eheleute feierten den Gedächtnißtag ihrer fünf und zwanzigjährigen Vermählung. Du kannst glauben, mit welchen Empfindungen ich hier zugegen war. Stille Wünsche für die Glüklichen, und ein dringendes Sehnen nach einem gleichen Glük, dies war die einzige Beschäftigung meines Herzens.

Die Gesichter voll Liebe, Augen, die mit jedem Blik Zärtlichkeit und

Treue sprachen, in Rede und Thun die freundlichste Begegnung, in allem ein übereinstimmender gefälliger Wille — wer kann ein schöneres Bild von ehelicher Glükseligkeit aufstellen, als ich es hier wirklich und in der Natur sah!

Und in dem Kreise der versammelten Freunde einige liebenswürdige Kinder, zwei Töchter, und ein Sohn, alle drei blühend und munter, wie der Frühling, bescheiden und verständig, voll guter Empfindungen! — So gewiß ist es, daß gute Aeltern gute Kinder bilden können, wenn sie anders wollen.

Die ganze Scene wirkte so lebhaft und so angenehm auf mich, daß ich mir mit einem gewissen Stolz Glük wünschte, ein Zeuge derselben sein zu können. So, sagte ich zu mir, so mußt du leben, wenn je das bessere Schiksal dir diejenige entgegen führt,

die

die deinem Herzen bestimmt ist! So muß deine Wohnung sein, ein Schauplatz häuslicher Zufriedenheit, Genügsamkeit und unwandelbarer Liebe! So müssen deine Kinder die Freude deiner Tage werden, indem sie in Tugend und Unschuld zu ihrer jugendlichen Reife heranwachsen.

Eins hätte ich hier so gern gewollt, wenn ich es hätte können. Alle misgerathene Ehen, alle Weiberfeinde, alle hartnäkkige Zweifler an ehelicher Glükseligkeit hätten mir dieses Ehepaar bedächtig anschauen, prüfen, bewundern müssen. Sie hätten in Mitte ihres Staunens fragen und ausrufen müssen: Wie ist das möglich, daß dieses Paar so glüklich ist, nach langen Jahren noch so glüklich, wie vielleicht in den ersten Tagen ihrer Verbindung? — Und ich würde ihnen allen über diese Fragen nur so viel Bescheid gegeben haben:

Wah-

Wahre Liebe besteht nur dann, wenn sie auf persönliches, inneres Verdienst, auf Seelenwerth sich gründet; denn dieses allein ist dauerhaft, wie die Seele selbst. — Jene so genannte Liebe, die blos bei manchen äußerlichen Eigenschaften, bei Kleidern und süssen Reden, bei Anstand und Etikette, bei Reichthum und Ansehen herumflattert, kann so wenig bestehen, als die Sinnen eines festen Bestands fähig sind.

Wollt ihr, daß der Tag eures Scheidens noch so glüklich als der Tag des Kommens sein soll, so laßt eure Seelen sich lieben. Blut und Sinnen sind keiner Liebe fähig; und jede Nebenabsicht, jede neben dem Herzen aufkeimende Leidenschaft führt euch in ein Labirint, wo Unbeständigkeit die Führerinn ist.

An den Bischof zu Königgrätz,

Herrn von Hai,

auf Veranlassung

seines

Cirkularschreibens

an die

Geistlichkeit seiner Diöces.

Im Namen

eines protestantischen Böhmen.

Die Veranlassung dieses Sendschreibens steht im Titel. Es wurde im Jahr 1782. zu Wien gedrukt. Es wär wohl überflüssig, die ausdrükliche Erinnerung zu machen: daß der Verfasser nicht in seinem, sondern in einem fremden Namen spricht.

Der große, vielgeliebte Kaiser hat seinen Ländern und Reichen die theure Religionsfreiheit gestattet. Das war eine Bothschaft des Himmels für so viele tausend arme, verfolgte Unterthanen, denen weder einmal gestattet war, ihrem Gott zu dienen, wie ihr Gewissen sie verband, wie es ihre Ueberzeugung mit sich brachte, die eine reife Frucht ihrer Erziehung, ihrer Jugendjahre, und noch mehr der Jahre ihres Alters war. Diese arme Unterthanen — ich war auch einer aus ihnen — waren beständig ein Gegenstand des Hasses und der Zwietracht. Wo sie den Aufenthalt ihres bedrängten Lebens suchen

suchen wollten, wurden sie verjagt. Sie hatten keine sichere Freistatt für sich und ihre Kinder. Man dachte nicht daran, daß sie auch Menschen, daß sie Geschöpfe Gottes, wie alle andre, daß sie auch Leute wären, die eben die Ansprüche auf den Schutz der Gesetze und der Fürsten, eben die nämlichen Rechte von der Natur, wie alle andere Erdenkinder, empfangen hätten, um ungekränkt und ungestraft auf einer Erde zu leben, die doch, wie es einem jeden seine Vernunft sagen muß, für alle Menschen gemacht, und bisher auch für alle noch Raum genug hat. Man sah nicht ein, daß solche Gewissenskränkungen Muthlosigkeit in der Erfüllung der Pflichten seines Standes, und endlich eine völlige Verzweiflung hervorbringen müßten, wodurch dem Staate nicht nur unnütze, sondern wohl gar schädliche Bürger erwuchsen.

Der

Der gute, der weise Joseph hat diese Bedrükkungen aufgehoben. Die Gewissen sind ihres unnatürlichen Zwanges entledigt. — Ich wollte meinen alten Augen nicht trauen, als ich das unschätzbare Toleranzdekret las, dieses Dekret, welches nicht nur wir, sondern unsre spätesten Enkel als das theuerste Merkmaal der Weisheit unsers vielgeliebten Kaisers, und der väterlichen Liebe zu seinem Volk verehren und bewundern werden.

Es war an einem schönen heitern Morgen, da ich es las. Ich war unter mancherlei Betrachtungen aufgestanden. Ich sah nach der Sonne, die so treflich aufgieng. Da sagte ich in meinem Herzen zu mir, was ich izt an jedem Morgen laut in meinem Gebete sage: O daß diese Sonne noch sehr oft, und sehr glüklich für unsern theuern Joseph aufgehen möchte! O daß er nur recht lange, und recht gesegnete

segnete Tage leben möchte, denn Er ist es, der seine Länder glüklich machen wird. Ich hatte eine gewisse geheime Ahndung eines glüklichen Tages. — Da trat mein Nachbar zu meiner Thüre herein, und brachte das Dekret. Wir lasen es — unter hellen Thränen lasen wir. Wir riefen unsre Weiber und Kinder zusammen, und dann weinten wir alle vor Freuden, daß ich es nicht sagen kann, wie mir da ums Herz war. — O dieser gute, dieser liebreiche Kaiser, sagten wir schluchzend — die Thränen kommen mir auch izt in die Augen, da ich davon schreibe. — Gott erhalt' Ihn! Gott segne Ihn! — Mehr kann ich nicht sprechen.

Wir hatten nun zu Ende gelesen, und ich war so froh, daß mir die Brust hoch aufschlug. Da sah mich mein Nachbar bedeutend an, indem er die Schrift wieder zusammen-

legte,

legte, und sagte mit Kopfschütteln: Das wär nun wohl eine herrliche Sache für uns und unsre lieben Brüder: Aber ich fürchte, ich fürchte, das wird starke Bewegungen unter den Katholiken, besonders unter ihren Geistlichen machen. Die werden ihren Groll gegen uns nicht so leicht ablegen, und wer weiß, ob ihr Haß nun nicht noch größer wird.

In der Freude meines Herzens hatte ich daran weder gedacht. Nun befiel mich die nämliche Unruhe. Wir hatten es auch in der That Ursache, unruhig zu sein, denn es zeigte sich nur zu bald, daß nicht alle Katholiken geneigt waren, sich in die Verordnung ihres Kaisers zu fügen. Man hörte laut murren, und viele Geistliche klagten über böse Zeiten, über den Verfall des wahren Glaubens, und verkündigten die leidige Ankunft des Antichristes. —

Al-

Allein eben da, als wir das Schlimmste zu fürchten anfiengen, traten Sie hervor, **hochwürdigster Bischof!** da ließen Sie eine Verordnung ausgehen, da zeigten Sie durch Ihr erhabnes Beispiel, daß wir umsonst gefürchtet hatten, daß die katholische Kirche Männer in ihrem Schooße habe, welche die wahre Würde ihres apostolischen Amtes kennen und erfüllen, welche nicht verfolgen, sondern Liebe und Sanftmuth predigen, welche wahre Hirten ihrer Schafe sind, welche es verdienen, daß sie von allen Menschen geliebt und verehret werden.

Ich muß es frei aus meinem Herzen sagen, daß, wenn die Verordnung unsers würdigsten Kaisers alle Herzen rühren mußte, die Ihrige, **hochwürdigster Bischof!** nicht minder der einstimmigen Freude und Verehrung aller guten Seelen würdig ist. Sie

leh-

lehren das wahre Christenthum. Sie predigen den ächten Geist des Evangeliums. Sie gehen auf den rechten Wegen der Apostel einher; was um so trostvoller für empfindende Herzen sein muß, weil deren so wenige sind, die das thun, oder gethan haben.

Wie schön und wie väterlich legen Sie es Ihren Priestern ans Herz: „Daß die Grundlage des evangelischen Gesetzes die Liebe und Nachsicht sei, wovon der göttliche Gesetzgeber unzählige Beispiele gab — er, der seine ganze Lebenszeit, da er unter den Menschen wandelte, einer nnunterbrochenen Reihe von Wohlthaten weihte; des verlohrnen Sohnes, der öffentlichen Sünderinn, des im Ehebruche ergriffenen Weibes, der Juden und Griechen mit der Erbarmung eines Vaters schonte; dessen jeglicher Schritt, jegliches Wort, jegliche Handlung,

und ganzes Leben ein heiliges Denkmaal der Liebe, Geduld, Sanftmuth und Nachsicht war!"

Wie vortreflich entwikkeln Sie die Vorschriften der christlichen Religion, da Sie den Anhängern derselben sagen: daß sie mit allen Mitbewohnern ihres Schafstalles, ohne Rüksicht der Religion, zu der sie sich bekennen, mit unverstellter Liebe, und guten Willen, verträglich und aufrichtig im Frieden leben, niemanden etwas zu leide thun, und alle mit gleicher Liebe umfassen sollen? —

Mein guter himmlischer Vater! denk' ich da: Wenn alle deine Kinder, wenn wenigstens die Vernünftigen, die Obern und Vorgesezten aller Kirchen, wenn wenigstens alle katholische Bischöfe so dächten, und immer so gedacht hätten, da würd' es wohl keine Bluthochzeiten, keine Huß-

Hussitenkriege, keine Inquisitionsgerichte gegeben haben, und noch geben! — Wie friedlich und vertraulich würden die Menschen unter einander leben, wenn sie menschlich handelten, und ihren Gott nicht zum Schutzpatron unmenschlicher Verfolgungen so sündhaft und unbesonnen misbrauchten! —

Sie haben die Kontroverspredigten verboten. Das werden Ihnen alle Vernünftige von ganzem Herzen danken. Es war wohl eine bittre Arbeit, solche Predigten anzuhören. Wie viele hab' ich nicht gehört, und gelesen, darinn so wenig Menschenverstand war, darinn so dumm und unvernünftig geschimpft und gehadert wurde, daß ich mir die Ohren verstopfen mußte, wenn ich nicht krank werden wollte.

Sie haben die so gewöhnliche Büchelrdurchsuchungen untersagt. Das

wird wohl manchen Pfarrherren nicht angenehm sein, denn durch das Wegnehmen der Bücher konnte gehindert werden, damit kein Pfarrkind etwa klüger werde, als sein Pfarrherr. Bei uns, Gott sei Dank, war es immer erlaubt, etwas Gutes zu lesen; und ich meine, es ist jedermann so nützlich, aus Büchern zu lernen, weil aus den gewöhnlichen Predigten gewiß nicht gar viel zu lernen ist. Diese Freiheit zu lesen, wird meines Erachtens, die katholischen Geistlichen, und besonders die auf dem Lande, in die Nothwendigkeit setzen, auch mehr zu lesen und zu wissen, wenn sie nicht künftig nur ihren Kirchenbänken werden predigen wollen.

Sie haben auch erlaubt, daß alle Religionsverwandte auf einem Kirchenakker begraben werden dürfen. Ich nach meiner einfältigen Einsicht, habe wohl auch nie begreifen können,

nen, warum der liebe Gott, der die lebendigen Menschen aller Arten unter einander leben und wohnen läßt, doch ein besonders Misfallen daran haben sollte, wenn die Todten neben einander auf einem Platze liegen. — Mir scheint, es geschieht wohl überhaupt vieles auf der Welt, davon, wenn mans recht beim Lichte besieht, selbst die Klügsten am Ende kaum immer einen rechten Grund anzugeben wissen mögen. Ich glaube, das meiste war anfänglich ein bloßer Einfall; daraus ward eine Gewohnheit, bis zulezt der Eigensinn, oder die Thorheit ein Gesetz daraus machte. —

Was mir endlich so herzlich in Ihrer Verordnung wohlgefällt, ist dieses, daß Sie, hochwürdigster Bischof! Ihren Herren Landvikarien ein besonders Augenmerk auf die Klostergeistlichen, welche außer ihrem Kloster um ihrer Sammlung oder um an-

derer Ursachen willen die Wohnungen der Weltlichen besuchen, dem Volke vom Glauben und von Religionsstreitigkeiten vorschwatzen, dessen Leichtgläubigkeit durch falsches Seufzen, oder abergläubische Andächteleien mißbrauchen, anempfehlen. Ich habe nie etwas dabei gewinnen wollen, jemand etwas Uebels nachzureden. Aber so viel ich in meinem Leben erfahren und bemerkt habe, so weiß ich, daß die wahre christliche Religion das meiste von ihrem wahren Geiste, von ihrer evangelischen Reinigkeit, von ihrer Würde, von ihrem ursprünglichen Ansehen und Karakter blos allein durch die Mönche verloren hat. Die Unwissenheit, die Vorurtheile, der dumme Aberglaube des katholischen Landvolks in Glaubenssachen ist lediglich ihr Werk. — Es mag ein wenig hart gesprochen sein, was ich da sage; aber ich sage nichts mehr,

mehr, als was meine Augen gesehen, meine Ohren so oft gehöret haben. —

*

Ich will nicht mehr schreiben. Diese paar Gedanken sind die Frucht einiger Stunden, die ich mir besonders dazu widmen wollte, um in der Stille meiner häuslichen Einsamkeit den Empfindungen meines gerührten Herzens einen freien Lauf zu lassen. Es ist mir nicht sehr gewöhnlich, viel zu schreiben, fast so wenig gewöhnlich, als viele solche Beispiele der fürstlichen Menschenliebe und der bischöflichen Tugend zu sehen. Ich wollte mir aber diese Empfindungen recht lebhaft machen, denn durch sie ist mein Herz sehr beruhigt und getröstet worden. Mein Leben wird mir von nun an doppelt fröhlicher werden, denn nun hab' ich die Tage er-

lebt, da die Religion wieder das allgemeine Band der Liebe und des Friedens zu werden anfängt; und da ich in meinem Vaterlande einen Seelenhirten sehe, der so denkt, und so lehrt, wie ehemal die Apostel, diese treflichen Männer, deren Wege auf Erden fast unbekannt geworden sind.



Toleranz in Ungarn,

durch

den Herrn Kardinal und Primas

Fürst v. Bathyany.

Dieser Aufsatz erschien im Jahr 1785 zu Wien. Die Leser mögen aus der Sache, von welcher die Rede ist, urtheilen, ob er es verdienen konnte, in diese Sammlung aufgenommen zu werden.

Die Menschheit ist noch immer zu arm an guten und menschenfreundlichen Handlungen, daß man nicht jede derselben, sie sei noch so klein und unbemerkt, mit dem Freudengefühl des Fischers, der eine Perle gefunden hat, aufsuchen, bekannt machen, und zur thätigen Nachahmung öffentlich aufstellen sollte.

Der Herausgeber dieses Blattes ist stolzer, als ein gelehrter Notenmacher, der vermoderte Manuskripte edirt, daß er das Werkzeug sein darf, eine ähnliche Handlung hier unter seinen Landesleuten bekannter zu machen, eine Handlung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da sie von einem

einem Mann herrührt, der als Bischof und Bürger das geschikteste Werkzeug sein muß, den Geist, welcher ihn dazu beseelte, hie und da, wo er noch sehr nöthig zu sein scheint, mit wirksamer Kraft mitzutheilen.

Es ergäbe sich gleich hier die Gelegenheit, noch ehe ich von dieser guten Handlung selbst rede, eine Reihe von gehässigen zu erzählen, so, wie es fast nicht anders möglich ist, von Toleranz zu reden, ohne die abscheulichsten Unthaten mitzuberühren, welche von jeher durch Intoleranz begangen wurden. Der nämliche Fall ist hier. Aber aus sehr guter Absicht verspare ich diese Erzählung für eine Nachschrift, weil ich durch eine lange Vorrede die Erwartung der Leser nicht ermüden will.

*

Zu Szobotist und Großschützen; zwei Ortschaften der Neitraer Gespannschaft

schaft in Ungarn, hatten sich die Einwohner vor vielen Jahren zur Sekte der **Wiedertäufer** bekannt. Nach und nach kam es dahin, man will nicht so genau sagen, durch welche Mittel, daß diese Leute zum **katholischen** übertraten.

Der Erfolg dieser Uebertretung bewies es, daß sie kein Werk der Ueberzeugung und wahrhaft bekehrter Herzen gewesen sein könne; denn seit nicht gar lange wankten diese Gemeinden wieder ihrer vorigen Sekte zu, und schienen am Ende gar nicht zu wissen, was sie glaubten.

Der jetzige Herr Kardinal Primas von Ungarn wurde hievon benachrichtiget. Sein reiner, gemäßigter Seeleneifer bemitleidete das Schiksal und die Verirrungen dieser Leute; und dieses Mitleiden, das wahre Kennzeichen eines fühlbaren, treuen Vaterherzes, ließ Ihn einen Entschluß fassen,

sen, der der Würde des bischöflichen Amtes so sehr angemessen, und so sehr von dem Verfolgungsgeiste voriger Zeiten unterschieden ist, als es immer augenscheinlicher wird, daß sich Gott in diesen Zeiten immer mehrere Männer wekt, welche mit dem Geiste des Friedens und der Sanftmuth seine Kirche regieren, und die Irrigen zurechtweisen.

Blos dieser Geist des Friedens und der Sanftmuth sollte diese Unternehmung leiten. Der würdige Bischof wollte keinen Schein von Zwangmitteln anwenden lassen, und deswegen schikte er einige der Vortreflicheren von Ungarns Männern als Abgeordnete nach beiden Ortschaften, mit der einzigen Weisung: Blos mit Güte und Freundlichkeit das Geschäft der Untersuchung zu beginnen, und sich jedes andern Bekehrungsmittels zu enthalten, das nicht nach Ueberzeugung,

nach

nach Bewegung und aufrichtiger Bekehrung der Herzen hinzielte.

Diese Männer verdienen hier ausdrüklich genannt zu werden, so wie sie es verdienen, daß jeder gute Christ ihre Namen mit Dank und Verehrung nenne. Die Abgeordneten waren: der hochwürdige Herr Nikolaus Konde, Priester der Erzdiöces, Domherr des Graner Erzkapitels; und unter dessen Anleitung der Dechant des dortigen Bezirks, Herr Paul Beßnak: von Seiten der Gespannschaft der Herr Stuhlrichter Johann Tomka, und Herr Franz Koronthali, geschworner Beisitzer des Neitraer Komitats; diese besorgten das Geschäft zu **Szobotist.** — Nach **Großschützen** wurden abgeordnet: der hochwürdige Herr Johann Aradi, Domherr des Preßburger Kapitels; und von Seiten des Preßburger Komitats Herr Paul Sternenßki, Stuhl-

Stuhlrichter; Herr Valentin Mateo-witsch, und Herr Joseph Selmar, beide geschworne Beisitzer.

Ihre Bemühungen giengen dahin, die beiden Gemeinden durch freundliche Unterredungen zu gewinnen, indem sie ihnen mit väterlichem Zutrauen die Gefahren ihrer Seelen und den wahren Geist der katholischen Lehre schilderten. Dadurch brachten sie es bald dahin, daß von beiden Ortschaften Deputirte nach Preßburg geschikt wurden, um dem Herrn Kardinal Primas ihre aufrichtige und freiwillige Bekehrung zu berichten, von dem sie väterlich aufgenommen, und mit der tröstlichen Ermahnung wieder nach ihrer Gegend entlassen wurden, daß sie alles, was sie thun würden, reiflich überlegen, und bei ihrem Vorhaben sich ja nicht im geringsten übereilen sollten.

So

So gedieh das Werk immer glük- licher fort, und so rükte der Tag her- an, an welchem sie das öffentliche Glaubensbekenntniß der angenomme- nen katholischen Religion beschwuren. An diesem Tage hielt zu Großschüzen der wohlehrwürdige P. Emanuel **Klamberg**, aus dem Franziskaner Orden, gegenwärtig Prediger der St. Salvatorskirche zu Preßburg, ei- ne Predigt über den Text: **Da man im Herzen glaubet, gelangt man zur Gerechtigkeit; wenn man aber den Glauben mit dem Munde be- kennet, so wird man selig:** welche dem Vernehmen nach, sehr gut aus- geführt, und geschikt war, die Neu- bekehrten in ihrer Ueberzeugung aufs kräftigste zu bestärken. Hierauf wur- de ein Hochamt gehalten, und von al- len das Glaubensbekenntniß abgeleget.

Nur ein Einziger zog bei den Worten: **Ich glaube, bekenne, und**

schwöre, die Hand vom Evangelium, und sagte mit aller Aufrichtigkeit, daß dieser Eid ihm zu schwer fiele. Man entließ ihn sogleich mit Güte, und ermahnte ihn, sich über seine irgend noch obwaltende Zweifel mehr beruhigen und überzeugen zu lassen. Nach einer Unterredung kehrte er wieder zurük, und verlangte mit vielem Eifer, gleichfalls sein Glaubensbekenntniß abzulegen, welches er mit einem demüthigen Herzen und lebhafter Rührung that.

Die Abgeordneten von der Gespannschaft unterließen ihrerseits nichts, was zur Beruhigung und ferneren Ueberzeugung der Neubekehrten beitragen könnte. In dieser Absicht ließen sie sich, als ein Zeichen der Standhaftigkeit in dem neuangenommenen Glauben, die schädlichen Bücher übergeben, und in den Pfarrhöfen niederlegen. Diese zwanglose Forderung wur-

wurde mit einer solchen Bereitwillig- keit erfüllt, daß die guten Leute so- gar auch manche unverdächtige und unschuldige Bücher mit überreichten, welche ihnen nicht nur auf der Stel- le zurükgegeben, sondern an die Stel- le der schädlichen ihnen auch verschie- dene nützliche und lehrreiche Erbau- ungs- und Gebethbücher ausgetheilt wurden. Diese Bücher waren: das auf Befehl der höchstseligen Kaiserinn bei einem ähnlichen Fall verfaßte Ge- beth- und Gesangbuch; und die er- klärten Evangelien nebst den kateche- tischen Betrachtungen des hochwür- digen Herrn von Felbiger, Dom- probstes des Preßburger Kapitels.

Gleichfalls wurde jedem, der eine unächte Bibel in den Pfarrhof brach- te, eine ächte dafür gegeben, so wie fernerhin mit Austheilung guter ka- tholischer Bücher fortgefahren wurde, und noch bis izt fortgefahren wird.

Während diesen Vorgängen verfügte sich der Herr Kardinal Primas einmal persönlich in diese Ortschaften, ermahnte und belehrte diese Leute mit väterlicher Güte, und ermunterte sie voll Liebe und Sorgfalt zur fortdaurenden Beständigkeit.

*

Dies das Faktum! So gewiß ist es, daß der Mensch, er sei wer er wolle, durch Liebe und Sanftmuth zu jedem Guten zu bewegen ist. So gewiß ist es, daß die reine Lehre Christi, die die Lehre der Liebe und Sanftmuth ist, da den willigsten Eingang findet, wo sie so gelehrt, und so dem Herzen mitgetheilt wird, wie sie der göttliche Heiland selbst den Menschen verkündigte.

Wer zweifelt, daß diese Leute, die, auf solche Art geleitet, freiwillig ihren Irrthümern entsagten, auf das hartnäkkigste in denselben würden ver-

verblieben sein, wenn man sie mit dem spanischen Inquisitionsgeiste mißhandelt und tirannisirt hätte? —

Gott Lob, daß diese Bekehrungsart mit mehrern Werken der Finsterniß, welche die vorigen Zeiten schändeten, vernichtet worden ist! Gott Lob, der treue Hirten über seine Heerde gesezt hat, welche den Geist des Friedens und der Sanftmuth empfiengen, und ihn verbreiten über die Herzen der Gläubigen! — Dieß sind die Wege, auf denen nur allein die Schafe in einen Schafstall geführt werden können. Diese Wege waren es, auf welchen Christus und seine Apostel Seelen gewannen, und Bekehrung wirkten; und sie befahlen es, daß jeder, der in ihrem Namen lehren, und Seelen bekehren wolle, diese Wege wandle. Kommt her zu mir alle, die ihr mit Müh und Arbeit beladen seid, und ich will

 euch

euch erquikken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen. — Ein Knecht des Herrn aber soll nicht zanken, sondern gegen jedermann sanftmüthig, lehrreich und geduldig sein. Und der mit Sanftmuth strafet diejenigen, so der Wahrheit widerstreben.

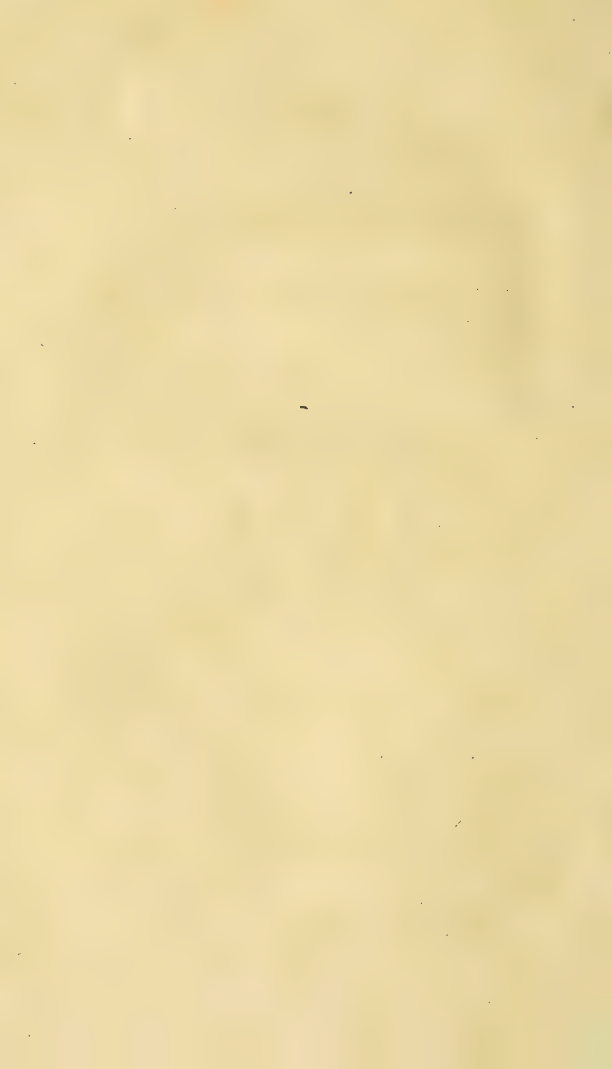
Dank dem würdigen Bischof, dem Primas von Ungarn, auf dessen Anordnung dieses Bekehrungsgeschäft so betrieben und vollendet wurde! Dank von der ganzen katholischen Kirche! Sein Beispiel stehe zum Lohn für ihn, zum Muster anderer, und zur Beschämung des Fanatismus!

Mar=

Martin Luthers
Sendſchreiben
an die
Reformationsſchreiber
an der Donau.

Vera quidem moneo, ſed proſunt
quid mihi vera?

TIBVLLVS.



Bis die Extrapost von uns zu euch im gehörigen Stande sein wird, soll euch dieses Schreiben sicher zu Handen kommen. Einsweilen will ich mir einige müssige Stunden damit vertreiben, daß ich euch gewisse Meinungen und Bemerkungen aufzeichne, die ihr zur Zeit, so gut ihr wollt, nützen könnt.

Die Rede ist von euch, liebe und getreue Reformatoren rc. an der Donau oben, die ihr euch fast die Lungen ausschreien wollt, um links und rechts neben euch alles gescheid, gut und fromm zu machen. Wenn es jemanden zustehen kann, über diesen Punkt euch etwas ins Ohr zu sagen, so steht

es allerdings mir vor allen andern zu; denn wie es euch bekannt sein mag, so hat sich doch niemand den Kopf so an Reformationen zerstoßen, und so in der weiten und breiten Welt herumgehauset als ich. — Wundert euch aber auch nicht, wenn ihr unter meinen Bemerkungen hier mancherlei finden werdet, das ihr von mir kaum erwartet hättet. Mit Zeit kömmt Rath, und je länger und reifer man einer Sache nachdenkt, desto sichtbarer entdekt man alle die Bokstreiche und Tollheiten, die man ehedem wie lauter Weisheit mit ernsthaftem Gesichte der Welt zur Schau hinstellte.

Das Reformiren im Ganzen genommen scheint mir, nach meiner heutigen Denkungsart, für die meisten Leute, so ein verdächtiges Handwerk zu sein, daß es ja nicht jeder treiben sollte, der etwa nur just — nichts bessers zu thun hat. Mir wenig-

nigstens hätte während meiner großen Reformationen niemand gar zu steif ins Gesicht sehen dürfen, oder er hätte gar deutlich ein gutes Stük Schelmerei, Stolz, Schwärmerei und fanatischen Uebermuth auf meiner Stirne lesen müssen.

Das bei Seite gesezt, muß ich mir's wohl freilich auch nachsagen, daß meine Absichten meistentheils gut waren, daß ich es mit den Menschen besser meinte, als sie es wohl verdienten, und daß ich durch meine Abentheuer doch auch manches Gute gestiftet habe, was freilich nicht jedermann glauben wird.

Wie ich aber immer meine ganzen Unternehmungen prüfen mag, so finde ich doch, ohne alles Prahlen gesprochen, daß es Unternehmungen eines Geistes waren, der wahrhaftig nicht unter die mittelmäßigen gehörte, und der lange herumsuchen mag, ehe

er

er in einem ganzen Jahrhundert viele sich gleiche finden wird.

Wenn ich denn aber nun zurükdenke, wie dieser Geist so oft taumelte, wie er sich verirrte, sich von Leidenschaften eines übelbestellten Herzens, von einem zu hitzigen Geblüte zu oft in eine halbe Blindheit hineintreiben ließ; — wie er bei seinen wichtigsten Unternehmungen so oft das wahre Ziel verfehlte, sich falsche Zwekke vorstekte, und durchaus zu seiner Rechtfertigung sich die heiligsten Absichten vorlog; — mit einem Worte: Wenn ich es aufrichtig bekennen muß, daß dieser große, mächtige, unternehmende Geist so oft seine Schwäche, seine Blindheit, seinen hartnäkkigen Eigensinn verrieth; daß ich, mit meinem ganzen großen Geiste, so oft Proben gab, **wie sehr ich ein Mensch sei**, so möcht' ich doch nun gern von euch allen, liebe Brüder, einen kleinen

nen Bericht darüber einholen: wie denn ihr euch geprüft, wie ihr die Grösse eurer Geister bewiesen habt, die ihr in diesen neuern Zeiten die Mühe auf euch nehmt, wohlbefugte Reformatoren eures Jahrhunderts zu werden? — Säß ich euch allen so nahe, wie meinem Freunde Sokrates, der auch schon oft die Achseln mitleidig über euch gezukt hat, so müßtet ihr mir hierüber ohne Barmherzigkeit ein starkes Examen aushalten. Ich wollt' euch verzweifelt scharf hernehmen, ehe ich auch nur die Feder ansetzen könnte, euch das amtmäßige Kreditiv eures beglaubten Reformationsgeschäftes auszufertigen.

So viel mir bisher von euch zu Augen gekommen ist, so finde ich lauter aufgewärmtes Gekoch, altes Gold mit neuem Messing übertüncht, Witz nach dem Geschmake des Jahrhunderts. Die Ohren schreit ihr einem

wohl

wohl auch wüthend genung voll, daß man fast glauben sollte, ihr wäret alle dem Tollhause entlaufen, um neue Proseliten zu machen.

Ihr seht wohl nun, daß ich mit allem diesem ohngefähr so viel sagen will: Wie ich nämlich noch nicht überzeugt sein kann, daß dasjenige, was man bisher von euch gesehen und gehört hat, euch als die Leute aufstellen könne, welche die Welt mit Reformationen heimsuchen sollen. Es will mir fast immer mehr und mehr wahrscheinlich werden, daß euer Eifer und euer Beruf das Bedürfniß des Beutels, und einen gewissen aufsehnmachenwollenden Sonderlingsgeist zur Quelle habe. —

Versteht mich aber auch recht, lieben Leute! weil ich denn sagen muß, daß ich eure Authorität fürs Reformationswesen nicht giltig und wichtig genung erkenne: so denkt ja nicht,

als

als wär es mir nicht bekannt genug, daß euer Jahrhundert sehr wichtiger Reformationen bedürfe, so wie es alle verflossene Jahrhunderte bedurften, und alle künftige bedürfen werden.

Es ist ein jämmerlicher Zustand um das ganze Menschengeschlecht, dem es so ganz zum Schiksale gemacht zu sein scheint, daß es immerfort in seinen kindischen Wechseln bleiben, daß es immerfort Verbesserungen nöthig haben, und daß ihm selbst diese Verbesserungen wenig oder nichts nützen werden. Die Geschichte aller Zeiten bestättigt dieses. Kam auch heut ein Mann, der die Fakkel der Erleuchtung vor sich hertrug, so trat morgen ein andrer auf, der um dieses Licht eine dikke Finsterniß zauberte, oder man band sich selbst hartnäkkig die Augen zu, oder man ward so stark geblendet, daß man die Augen weg=

wegkehrte, und es ferner nicht mehr wagte, nach diesem Lichte hinzublikken. Wahrhaftig: die Thoren, die Dummen, die Hartnäkkigen, die es nur sind, weil sie es sein wollen, machen dem redlichen Manne, welcher Erleuchtung ausstreuen will, die Mühe so sauer, und so vergeblich, daß er fast, wenn er klug handeln will, allen seinen Muth sinken, und seine Wünsche verdämmern lassen muß, zu erleuchten, und zu reformiren. Wie gesagt: die wenigsten Menschen sind es werth, daß ein redliches Herz für sie besorgt ist, und an der Finsterniß ihrer Seele mitleidigen Antheil nimmt.

Es ist so weit dann außer allem Zweifel, daß euerm Jahrhundert nichts nöthiger und ersprießlicher sein kann, als eine ernstliche und zwekmäßige Reformation; und zwar dem ganzen Jahrhundert. Ich sage

sage dieses mit ausdrüklichen Worten, damit ihr nicht etwa glauben möchtet, ich meinte dieses nur von euch oben, die ihr an der Donau herum wohnt. Ich weiß es zu gut, wie sehr nöthig auch meinen lieben schon von mir reformirten Brüdern eine neue Reformation wär. Sie nennen sich freilich wohl noch immer nach meinem Namen. Allein von den Sachen, durch welche sie eigentlich meines Namens würdig sein sollen, haben sie schon so viel abgerissen, und hinzugeflikt, daß ich fast Lust hätte, ihnen meinen Namen so lange zu entziehen, als sie so kindisch sein werden, einander die Köpfe zu verwirren. Ist das nicht ein Hadern, ein Besserwissen, ein Dogmatisiren, ein Verketzern unter ihnen, daß ich schon selbst nicht mehr weiß, ob sie von mir, oder von meinem Cacadämon reformirt worden sind.

Jeder unter ihnen, der sich etwa ein Doktormützchen erschrieben oder erschrieen hat, pfuscht mir in mein Werk, macht neue Satzungen, schiebt neuen Unsinn unter, und macht Miene, alles besser zu wissen, als ich und alle andere. Da wird gezankt und gehadert, da werden Neuerungen ersonnen, da liegen Orthodoxie und Heterodoxie gegen einander zu Felde, daß es ein Jammer ist, sichs von den Leuten so erzählen zu lassen — Ich behalte mirs vor, ihnen nächstens sehr ernstgemessen zu Leibe zu gehn. Ich werde zuverlässig den Unfug länger nicht leiden, daß jeder von meinen Reformirten, der eine runde Perükke und einen Kragen trägt, in mein Reformationssistem pfuschen, und den Einfältigen vorlügen dürfte, was ihm einfällt. Den Narren war ich jederzeit gram, und ich werde nie zugeben, daß mein Name das Stempel des Unsinns

sinns und der skolastischen Rechthaberei bleiben sollte. Ich habe dieses beiher erinnern wollen, damit ich euch an der Donau ausser den Verdacht meiner Partheilichkeit setzen möchte. Nicht ihr allein seid es, die der Geist des Reformirens schwindlicht macht. Ganz Deutschland ist von diesem Schwindel befallen, aber am meisten diejenigen, welche zwischen vier engen Mauern eingesperrt sitzen, und den Himmel um ihr tägliches Brod bitten, oder sich von ihren Ketten losgerissen haben, wie das alles ihr großes Geschrei zu erkennen giebt.

Ihr nun meine Lieben, nehmt einen guten Rath von mir. Denkt, daß der, von dem er kömmt, selbst ein alter Praktikus im Reformiren ist, und gewiß wissen kann, welche Leute sich mit ihm auf einerlei Geschäft wenden sollen. Laßt euer Reformiren friedlich hingestellt sein. Sorgt euch

 nicht

nicht um die weite Welt, die ihr gewiß, so wie ihr seid, mit allem euerm Zettergeschrei nicht um ein Haar besser machen werdet als sie ist. Schreiben und Lärmen, besonders, wenns von Schiefköpfen, die nebst einem bischen Witz die völlige Armuth des Geistes zu Hause haben, geschrieben und gelärmt wird, ist ein bloßer Handschlag ins Wasser. Ihr verderbt eure beste Zeit, die ihr sehr nützlich dazu brauchen könntet, um euch selbst, und die kleine Welt um euch her, in der ihr etwa zu schaffen habt, immer besser und besser zu reformiren. Werdet nicht traurig ob diesem Rathe! Sorget nicht, wenn euch ja das Reformiren zu sehr am Herzen liegt, daß ohne euch etwa gar nichts nützliches gethan werden könnte. Ich will euch einen Mann nennen, der, wie man mich versichert hat, alles das **thun** wird, und thun **kann**,

was ihr weder einmal alles zu träumen im Stande seid.

Dieser Mann ist der Deutschen Joseph! der Mann, dessen Geist, erhaben über alle Geister seines Jahrhunderts, ausführen wird, wornach der Christ und der Bürger seufzt. Er ist der wahre Reformator euers Jahrhunderts. Ihn hat die Vorsicht dazu bestimmt; und ihr sollt so bescheiden sein, nicht an der Felsenhöhe wie Kauzen ohnmächtig nachzuklettern, die der Riese schon überstiegen hat.

Ihm blikket dankbar auf dem Wege nach, den er zum Wohle der Menschheit betreten hat, so wie ich dankbar seine Schritte bewundere.

☆

So viel hab' ich euch unterdessen zu sagen. Nutzet davon so viel ihr

könnt, und denkt, daß es euch ein Mann gerathen hat, der vor vielen andern das befugteste Recht zu haben glaubt, hierinfalls noch mehr als bloßen Rath zu geben.



Wünsche
und
Vorschläge
gegen den Luxus.

Nihil *morum* principatu speciosius reperies.

VAL. MAX.

Diese *pia desideria* wird man nicht ganz mit Unrecht als patriotische Deklamationen ansehen; denn sie giengen sehr warm aus dem Herzen. Indessen soll man doch Wahrheit und aufrichtiges Gutmeinen gegen die Menschheit darinn nicht vermissen. Sie wurden im Jahre 1780 geschrieben, und im Jahre 1782 zu Wien in dem Journal: **der Freund der Wahrheit** gedrukt.

I.

Alle Moralkompendien behaupten, der Mensch könne glüklich sein, müsse es aber mehr im Innersten seines Selbst, als durch äußere Umstände sein. Wie es denn aber von jeher Sitte war, daß die Moralisten sich daran begnügten, nur zu predigen, und die Masse der Pflichten nur mit einem machtvollen Muß begreiflich zu machen, ohne Rüksicht auf Weltverhältnisse, auf abwechselnde Konventionen, auf Sitten und Wohlstand, und auf das menschliche Herz überhaupt zu nehmen, kurz, ohne als fühlende Philosophen ihre Menschen zu behandeln; so liegt der Grund schon am Tage, warum uns die mei-

sten dieser steifen Gesetzgeber entweder lächerlich, oder ärgerlich vorkommen. Wir fühlen es zu sehr, wenigstens mit jenem dunklen Gefühle der Menschheit überhaupt, daß es nie daran genug sein kann, uns durch bloße Machtsprüche zum Guten, zur Ruhe, zur Tugend anzueifern. Wir sind uns unsrer Schwäche zu sehr bewußt, indem wir stündlich und augenbliklich von dem entgegen wirkenden Gewicht des Sinnlichen und Körperlichen aus unsern besten Entschlüssen und Vorsätzen in eine unbehagliche Unthätigkeit und Unruhe herabgezogen werden. Mit einem Worte: Es ist die nie zu erstikkende Stimme der Menschheit, die uns immer laut zuruft: Daß all unser Denken und Thun und Streben nichts selbstständiges, sondern von Sinn und phisischer Konstitution so abhängig ist, daß es eine der ersten Wahrheiten sein

muß,

muß, was Diogenes sagt: „Es ist sehr viel (alles hätt' er sprechen können) „daran gelegen, wie das Instrument gestimmt ist, auf dem unsere Seele spielen soll."

Sicher und gewiß ist es dann: die Menschheit kann sich nicht durch bloße diktatorische **Soll** und **Muß** so ganz lenken lassen; sie ist das Spiel phisischer Kräfte, und all der mannigfaltigen Umstände und Verhältnisse, die durch den augenbliklichen Wechsel alles irdischen bestimmt, und geordnet werden. Also kann kaum oder nie der machtsprechende Moralist all das von dem Menschengeschlechte fordern, was in seinem Sittenkodex steht. Seine Pflicht wärs vielmehr, wenn er nicht selbst Philosoph ist, sich einen solchen zu Hilfe zu bitten, der ihm bevor die menschlichen Hindernisse aus dem Wege räumte,

ehe

ehe er hoffen kann, von seinen Sitten-predigten irgend einen ergiebigen Nutzen zu schöpfen.

Ich blikke hinüber in die große Welt, unter die Menge der Menschen, die durch so tausendfache Umstände und Verhältnisse getrennt, und vereinigt sind. Ich sehe hier Widerspruch auf Widerspruch; der Dinge Lauf so geordnet, daß Hundert und Hunderte mitten in ihrem Lauf einander entgegen, und zu Boden rennen müssen. Ich sehe den gemeinschaflichen Punkt, in dem sich alle menschliche Leidenschaften vereinigen, und dieser Punkt — was ist er? — Selbstsucht, Eigennutz, Egoismus. Ein jeder strebt mit seinem Ich empor, und ihm ist es gleichgültig, ob so oder so viele durch sein Aufstreben niedergetreten werden. Ich sehe das allgemeine Ziel aufgestekt, nach dem alle hinjagen; und dieses Ziel — was ists? — Reichthum — Luxus! —

Ich

Ich bin, wohin ich wollte. Ich habe das Ungeheuer bei den Haaren, das heut zu Tage so schrekliche Verheerungen unter den Menschenkindern anrichtet. Die Pest, welche alle unsre edlerer Ziele fähigen Triebe und Leidenschaften vergiftet, den hämischen menschenfeindlichen Dämon, der unsre Herzen des antheilnehmenden Wohlwollens gegen unsre Brüder, all des seligen Gefühls der Menschenbruderschaft beraubt, und unsre weichgebildete Herzen so zu verhärten weiß, daß wir auch das kläglichste Elend mit der bitteren Kälte einer Furie anlächeln können.

Aber hier tret' er auf, der abstrakte Sittenlehrer! hier schrei er wider das Verderben — und was wird er richten? Nein! als Menschenfreund, als Philosoph muß der darein gehen, der hier etwas fürs allgemeine Beste thun will. Ein jeder arbei-

arbeite nach seinen Kräften. Ich habe die meinigen geprüft, und thue was ich vermag. Wär es mir, wär es den in der Einsamkeit zerstreut lebenden Menschenfreunden möglich, jenes vielköpfigte Ungeheuer in ewige Fesseln zu schlagen, wie sollten Tage und Nächte uns rastlos sehen, und wie würde es uns allen ein Himmel auf Erden sein, wenn wir nach dem weggejagten Dampf, der ein glükliches Eden so tief einhüllt, im Stande wären, nicht nur dieses Eden in seiner ganz einfachen reizenden Schönheit darzustellen, sondern die minder verwöhnten Söhne und Töchter darinn einzuführen, und ihnen da den Lebensgenuß zu verschaffen, der diesseits in dem wilden Wirbel missinniger Leidenschaften nie, nie zu finden sein kann. Ja tief liegt sie die herrliche Morgenröthe unter dem Horizont, und ringsherum thürmen sich schrek-

schrekliche Wetterwolken dem Wanderer entgegen, der die Berge ersteigen, und mit dem Worte der Wahrheit das Sturmgewölke vertreiben will. Allein er wagt' es, und sollt' er, wie Moses, nie selbst dieses gelobte Land betreten, so ists ihm schon Wonne und Lohn, seinen Brüdern wenigstens dieses Land gezeigt, und sie auf die Wege geführt zu haben, die dahin leiten.

II.

Ich behaupte: die Menschen können nicht glüklich sein, so lange es dabei bleibt, daß **Macht**, **Güter**, und **Größe auf Seiten derer sind, die sich nach Maaß ihrer Kräfte, ihres Bestrebens, ihrer List empor zu heben im Stande sind: und Unterdrükkung, Armuth, Kummer und Verachtung auf Seiten jener,**

ner, deren Wirkungskreis so eng ist, daß sie kaum einen gewagten Schritt vorwärts thun können. — Und so lange ein Theil der Menschen von Tag zu Tage sich mehrere Bedürfnisse auf den Hals muß wachsen lassen, die er nicht, oder selten befriedigen kann: und indeß der andere sich sogar die Befriedigung seiner einfachsten und nothwendigsten Bedürfnisse versagen muß.

Ich würde die Farben zu unnütz, oder zu häufig verschwenden, wenn ich hier alle Gemälde aus allen Lebensscenen aufstellen, und neben einander kontrastiren lassen wollte. Immer würde man sehen, daß Luxus und konventionelles Recht und Wohlstandswesen die Klippe ist, an der alle Menschenkinder, vom Bettler bis zum Reichsten scheitern. Man folge mir

mir durch die kleine Gallerie! und du Wahrheit, Menschengefühl und Bruderliebe führe meinen Pinsel.

Ich wandere durch die Welt — und sieh, was ich finde: Krösus mit Millionen, und Lazarus ohne Brod. Habsüchtige Tirannen, und kleinere Räuber nach allen Graden und Gestalten. Menschen, frei und unabhängig gebohren, troz aller Kausenmacherei und hungrigem Bosheitsgeschwäz von elenden Kerls ohne Gewissen, troz Ulpianen und ulpianischen Schurken, freigebohrne Menschen kriechen im Staube zu den Füssen großer und kleiner Despoten. Ihr Leben, ihre Kinder, ihr ihnen etwa zugeworfenes Eigenthum, davon sie kaum die Blöße bedekken können, alles ist des Despoten.

Von dem Schweiße seines Angesichts hat der Arbeiter weder sein Brod; der müßige Reiche verkümmerts

merts ihm. Die Thore der Natur sind ihm verschlossen — und er muß hungern! —

Er sieht, der Arme im Bettlerlappen, der sich elend fortschleppt, wie glänzende Schurken mit Wagen und Roß, mit Horden von Dienern umrungen, dahersttolziren, in einer Pracht, von der seine Kinder mit ihm viele ihrer Lebensalter genügsam hindurch leben könnten.

Er schleicht an die Thüren der Palläste. Sein blasses, hagres Gesicht, er ganz mehr ein Gespenst, als ein Mensch, fleht zu den Ohren der Reichen. Sie sind taub für sein Flehn. Er jammert, und weint im vollsten Schmerzgefühl seines Elends; er weint um Brod — und wird verstossen. Schmach und Schande ist sein Loos. Er sinkt hin in Uebermaaß seines Jammers, hat nicht, wo er sein Haupt hinlege, nicht, womit er seine

Blöße bedekke. Hunger und Durst nagen und flammen in ihm. — Und das seht ihr, das thut ihr — Menschen an Menschen! —

Wenn sich nun in ihm das Gefühl seines Selbst empört, wenn er aus dem Sklavenschlummer aufwacht; wenn er die abscheulichen Fesseln seines Elends zerschlägt; wenn er in das Buch der Natur blikt, und gewahr wird, wie er nicht zu diesem Endzwek da ist, gepeinigt zu werden; wenn er alle seine Rechte und Ansprüche fühlt, und inne wird; wenn sein Blut in allen Adern kocht — wenn er getrieben von Noth und Verzweiflung zur Mitternacht aufsteht, und wie ein Räuber ausgeht, und nimmt, was er braucht, und was ihm in die Hände fällt — wenn er nach Strik und Schwerdt greift, sich, oder eines seiner Mitgeschöpfe zu ermorden — weh denen, die kaltblü-

tig und grausam genug den Bedauerungswürdigen verdammen können; die seine wilde That, seine Verzweiflung nur ihm, und nicht dem barmherzigen Volke zur Last legen, durch dessen Stolz und Habsucht er dazu verleitet wurde. —

O Mitleid! du wohlthätige Regung des menschlichen Herzens, wie bist du den meisten so fremd, oder doch unthätig, bis auf wenige edle Seelen, die den Drang der Menschheit fühlen. — „Was kann ich dafür, daß der Lumpenkerl nichts hat. Ich hab das meinige für mich; er mag zusehen, wie er zu etwas kömmt!“ — O ihr, die ihr es im Stande seid, so zu sprechen, könnt und wollt ihr denn nicht bedenken, was man euch antworten kann? Wie, wenn der, der von euch diese Sprache hören muß, vor euch hinträte und euch fragte: „Woher habt ihr denn eu-

re

re Besizungen, eure Reichthümer, die euch so stolz, so hartherzig machen? von euern Vätern ohne Zweifel, denn der meiste heutige Reichthum ist doch ererbt, nicht erworben. Und eure Väter — wenn wir bis auf die lezte Stuffe hinabsteigen — woher hatten es diese? Vom Zufall? — Aber die Natur weiß nichts von einem Zufalle, wodurch das Glük eines einzigen auf dem Weh zehn andrer beruhen soll. Ich bin dann nicht sowohl euer Bettler, als euer Mitgenoß, der rechtmäßige Befugniß hat, von euch seinen Antheil zu fordern. Wißt ihr, was euch die Stimme der Natur zuruft? Laßt eure Brüder nicht Noth leiden bei euerm Ueberfluß! Wißt ihr die Worte des Evangeliums: Die Reichen sollen die Väter, die Vormünder der Armen sein! In ihren vollen Scheuern hat der Nothdürftige sein Eigenthum! — Und wo steht

 das

das entscheidende Gesetz, daß ihr müßiges, wollüstiges Volk auf euern Pölstern und Schwannenbetten euer üppiges Leben dahin träumen könnt, indeß ich, der ich das bin, was ihr alle seid, hingehen soll, als euer Knecht zu arbeiten, und zu schwitzen, um mir den Tag hindurch einige kümmerliche Bissen von euerm Ueberfluß zu verdienen? Wer gab euch das Recht, euren Mitmenschen als ein niedriges Werkzeug zur Befriedigung eurer wilden Begierden zu brauchen? oder ihn zum Fußschemel eures Stolzes zu machen? —" So kann er sprechen, und was werdet ihr ihm antworten? —

Ich glaube es aber indessen gern, ihr Großen und Reichen dieser Tage, daß euer Vermögen kaum hinreichen kann, bei dem ungeheuern Auswurf eurer Schätze auf Mode und Tand, und Ausschweifung und Schwelgerei;

der

der Armuth Hilfe zu schaffen! Ihr müßtet mehr als Krösus und Midas sein, und da würd' es euch kaum hinlangen, eure ganze starke Familien mit allem Aufwand auf den moderechten Fuß zu stellen, und noch für ihre Zukunft zu sorgen.

Und da denn liebe Armuth, siehst du die Quelle deines Elends! Sie, die es haben, sichs als ihr Eigenthum behaupten, können dirs nicht geben, denn sie haben selbst Noth, und möchten, und müssen wohl oft selbst betteln, und sich verschulden, ihrem Aufwand zu Liebe. Darbe dann, und verschmachte an den Thüren der Reichen, und harre umsonst nach den Brodsamen von ihren Tafeln. Die Hunde lekken diese auf, und dich peitscht man fort, riefst du ihnen auch mit der Stimme des Jammers und des Todes zu: Daß dein sei ihr zehnter Theil.

III.

Doch Trübseligkeiten dieser Art fallen nicht allein auf die eigentliche Armuth. Jedem Stande ists heut zu Tage gradezu unmöglich gemacht worden, in Verbindung mit allen gesellschaftlichen und konventionellen Modepflichten seines Lebens froh zu sein.

Gehen wir in den Bürgerstand herüber, und was finden wir? — Da sizt er der mühsame Hausvater in dem Gedränge seiner zahlreichen Familie. Er arbeitet von der Frühe des Morgens bis in die späte Nacht, und doch ist der Ertrag seines Fleisses nicht hinreichend, den Aufwand der Seinigen zu bestreiten. Denn seht doch mit unverhüllten Augen, seht unsern Bürger, was ist aus ihm geworden? Ehedem war er der Mann, der mit gradem Sinn, und der standhaf-

haften Festigkeit eines braven Mannes seinen Weg dahin gieng, und zufrieden, und unbesorgt des Narrenwesens um sich her, in seinem Cirkel blieb, ohne weit herumzufragen, ob er Wohlstand und Etikette, und die ganze Rubrik des französirenden Sittenverderbnisses beobachte. Seine Söhne und Töchter plünderten ihn nicht durch Putz und Pracht. In simpler und einfacher Tracht kamen sie daher die Töchter des Landes, und Unschuld und Tugend auf ihren unentweihten Rosenwangen. Der Schweiß betrübter Aeltern, die das verderbliche Unwesen einsehen, aber fast nicht wehren können, dieser Schweiß mit ihren Thränen vermischt, hieng ihnen noch nicht in Schmuk und Gold und Seide am Leibe. Aber das natürliche und redliche Gefühl dieses glüklichen Standes verschwand, und dafür schlich sich vornehmer Stolz,

Wollust und eitle Wuth in die Herzen dieser Betrogenen. Die gutherzige Mutter muß sichs gefallen lassen, von ihren Töchtern Lehren über Mode und Wohlstand zu hören; sie muß in ihrer altväterischen Tracht neben ihren Töchtern dahergehen, von denen man kaum weiß, ob sie Göttinnen — oder Schneiderstöchter sind. Statt des Spinnrokkens, statt häuslicher Geschäfte, statt des edlen Bemühens sich zur Hausmutter zu bilden, sizt das edle Mädchen am Tabouret, am Nachttisch, und puzt, und tändelt, und spielt, wie weiland die Kinder mit den Puppen. Statt eines redlichen Mannes, der Absicht auf das Herz, und die Hand des guterzogenen Mädchens hätte, stößt jezt ein gepuderter Gek den andern in der Thüre. Stunde für Stunde sizt sie da, umschwärmt von dem flatterhaften Geschmeis bunter Schmetterlinge,

läßt sich ihr Herz vergiften, lernt alle Ränke und Liste, alle Wege der Wollust, seufzt und empfindelt im Geschmake hirnloser Romane, lernt Intriguen und Betrug, spricht und seufzt von Liebe ohne Liebe, bringt endlich dem lezt betrogenen, mit einem verbuhlten Herzen einen siechen, abgezehrten Körper zur Mitgift, und untergräbt alle Freuden, alle Glükseligkeit des ehelichen Standes.

Unsre Jünglinge, wohin sind sie gekommen! Statt Tugend und Religion im Herzen, tragen sie eine elende, zusammengepappte Lumpenphilosophie im Kopf herum, die sie aus Romanen und schmierenden Kerls von Freigeistern auffsammleten. Statt deutschen Biederherzens, statt edlen und frohen Muths, statt selbst und gründlich denkenden Geistes haben sie sprudelndes Blut, in welchem die Flamme der Wollust, der Falschheit, der

Tük-

Tükke lodert. Statt Bruder- und Freundschaftstreue haben sie den Dolch im Busen. Ihr Freundschaftskuß ist Gift von der Zunge einer Natter. Statt brauchbarer Wissenschaft, statt Weisheit und solider Lebensphilosophie haben sie Register von alten und neuen Büchern in den Kopf gejagt, und wo es auf Prüfung, und Durchdenkung praktischer Grundsäze, auf Einsicht und Verstand bei den Verhältnissen und Wechseln der Zeitumstände und Zurechtweisung weniger erleuchteter Mitbrüder, auf gesunde Vernunft und Räsonnement ankäme, sieht man den dümmsten Stolz die Stirne überziehen, und die Leute sich brüsten, als säß ihnen Sokrates und Plato im Geblüt. Statt einfacher Kleidung, die dem Jüngling ziemt, unterhält er eine Garderobe, die ihn zu Grunde richtet, dafür er sich Bibliotheken und andere Werkzeuge zur

Be-

Beförderung seines dauerhaften Berufs anschaffen könnte. Aber zufrieden mit diesem Tand, und gerechtfertigt durch den herrschenden Wohlstand, durch den Ton und Geschmak der großen Welt, wird und muß er ein Gek werden, der seine Verdienste nach dem Gewicht seiner Borten mißt, den bescheidnen Jüngling neben sich verachtet, und durch die Gewalt einer Protektion, an der es einem schönen Rok nie fehlen kann, heraufgehoben, jenem den Weg vertritt, und mit seinem hohlen gepuderten Kopf in Aemtern und Würden sizt; indeß jener, verzweifelnd an seinem Talent, und seinem Verdienst, immer noch in seiner einsamen Tiefe unbemerkt dahinschleicht.

IV.

Diese wenigen Züge, vielleicht ziemlich treffend gezeichnet, karakteris-

risiren zum Theil unsre heutige junge Welt. Ich will noch einige im allgemeinen, den ganzen Stand betreffend, von dem ich rede, hinzugeben. — Eben dieser Bürger nun, von dem ich sprach, kann er unter solchen Umständen seines Lebens froh sein? Von wie vielen Seiten werfen sich ihm nicht Hindernisse in den Weg, denen er unmöglich ausweichen kann. Ich habe erinnert, und die tägliche Erfahrung beweist es, daß in diesen Tagen dem guten Manne unzählich mehrere Bedürfnisse sind aufgeladen worden, als er ehedem hatte. Wie beträchtlich muß sich heut seine häusliche Oekonomie von jener seiner Voraltern auszeichnen. Kost, Wohnung, Kleidung, alles muß glänzender und kostenvoller sein. Er wag' es, und bleibe alter Sitte treu, was wiederfährt ihm? In den Augen seiner Mitbürger, die entweder

den

den Ton angeben, oder doch meistens diesem Tone schon gehuldigt haben, gilt er für einen Sonderling, für einen Geizhals, für einen armen Schlukker.

Man würde ihm sehr zur Unzeit Philosophie beibringen wollen, wenn man ihm sagte, er müsse vernünftiger sein, und sich solcher konventioneller Grillen wegen nicht verderben. Ist nicht diesem Manne, und muß ihm nicht alles daran gelegen sein, bei seinen Mitbürgern in Achtung und Kredit zu stehen? Hätt' er nicht schon einen Theil seines Glüks in seinem Gewerbe verscherzt, wenn er diesen Kredit verlöhre? Sind dann endlich Leute dieses Standes, denen man am allerwenigsten vernünftige Prüfung aller ihrer Handlungen zumuthen darf, sind diese nicht mehr als irgend jemand hartnäkkig in ihren einmal angenommenen Gewohnhei-

heiten? Wird man ihnen begreiflich machen können, daß es thörlcht von ihnen sei, in ihrem Aufwand dem Adel, wenn nicht gleich zu kommen, doch nicht weit hinter ihm bleiben zu wollen? Werden sie nicht ihren Stolz, und zwar einen sehr gefährlichen Stolz, beleidigt, und gekränkt glauben, wenn man sie überzeugen wollte, daß der Abstand der Stände auch einen Unterschied des Aufwandes bestimme?

Wird man es wagen dürfen, von einem Handwerker, der seines Bedünkens, den Kopf am rechten Flek sitzen hat, zu fordern: er möge nicht bordirte Kleider tragen, es sei nicht seines Standes, und ruinire ihn. Er wird ganz dreist antworten: Herr, ihr gebt mir nichts dazu, und euch, und dem vornehmen Volke zu truz will ichs tragen. Er trägts auch, und noch silberne Schnallen,

len, Degen und Ringe, und allerlei dergleichen mehr dazu, wenn er auch sieht, daß es ihn verdirbt. Er hat sichs nun einmal vorgenommen, den Vornehmen zu trutz, und um vor seinen Mitbürgern einen Hieb vorauszuhaben, diesen Aufwand zu machen. Diese lassen sich aber nicht erst bitten, es ihm nachzuthun. Er treibts weiter; diese ihm nach; die Eifersucht wird rege; Weib und Kinder müssen auch mitmachen — und so, um kurz zu sein, sieht man ganze solche Familien ihrem Untergang nahe rükken, die Kästen mit Kleidern vollpakken, und dabei, allen andern zu trutz, auf eignes, und das Wohl und Weh seiner Kinder für Gegenwart und Zukunft — vergessen.

Es ist zwar sicher, das demungeachtet die meisten ihre Augen öffnen, um das Unheil zu bemerken,

 dem

dem sie preisgegeben sind. Sie fühlen den niederdrükkenden Kummer nur zu sehr, der sie in ihrer kostvollen Haushaltung verfolgt. Sie klagen nur zu laut über den wenigen Verdienst, über die schlimmen Zeiten; was eben so viel heißt, als über den bemeldten Aufwand; denn über die Zeiten darf Niemand klagen, am wenigsten der Handwerksmann. Liegt es denn nicht am Tage, daß auch eben dieser herrschende Luxus mehrere Hände beschäftigen muß? Und fehlt es denn etwa an Arbeit? Gewiß nicht. Allein, weil eben alle Arbeit nicht so viel eintragen kann, als die übermäßigen Ausgaben fordern, so klagt man über **schlimme Zeiten**, ob zwar jene, die nachdenken, auch das Kind beim rechten Namen nennen, und statt der schlimmen Zeiten **über schlimme Wirthschaft** seufzen.

Und

Und diese schlimme Wirthschaft — hier muß ich eine wichtige Bemerkung nicht übergehen, die so sehr hieher gehört. Was ist aus unsern Müttern, aus unsern Frauen geworden? Ich rede noch nicht vom Adel: nur von den **bürgerlichen Frauen.** Haben sie sich nicht von der Pest des vornehmen Müßigganges, der Galanterie anstekken lassen? Sind sie noch alle treue und ämsige Haushälterinnen? Liegt ihnen das Wohl ihrer Familien am Herzen? Sind sie aufmerksam auf alle Irrungen und Fehler des Hauswesens? Arbeiten sie — oder sitzen sie a la Dames an der Toilette, beim Spiegel, und putzen und schminken sich, und lesen französische Romane, indeß das Gesinde die Haushaltung besorgt? — Bilden und erziehen sie ihre Töchter ehrbar und christlich, oder setzen sie sich in ihrer Gesellschaft unter junge

Fasler und Gekken, treiben Aergerlichkeiten, und lehren die ganze Kunst der Buhlschaft, der Galanterie, und des Müßigganges nach allen Regeln? — Sind sie treue Gehilfinnen ihrer Männer, oder verschwenden sie das auf zweideutigen Wegen, was der gutherzige Ehemann im Schweiße seines Angesichts erarbeitet? — Sind sie damit zufrieden, sich in die eigentlichen Gränzen ihres Standes einzuschränken, oder treiben sie ihre alberne Narrheit so weit, sich mit Damen und Standespersonen zu messen, und in Schmuk und Puz, und allem weitern Zugehör es diesen gleich thun zu wollen? — Gnügen sie sich an dem ehrenvollen Namen einer Mutter, einer Hausfrau, oder lassen sie sich von allen Ekken: **gestrenge, oder gar gnädige Frau** zuschreien? —

Die Feder versagt einem, wenn man dergleichen unangenehme Fragen

gen viele zu thun hat. So gewiß ists aber, daß unsre Frauen, unsre Mütter, sehr wenige ausgenommen, das nicht sind, was sie sein sollen, weder das noch, was ihre Mütter noch waren. Luxus und Eitelkeit haben sie gefesselt; sie haben die weibliche Schwäche, die bei den Anfällen der Mode und des Putzes immer so sichtbar ist, bis izt sehr auffallend dargewiesen; und so zwar, daß schon vielen die fürchterliche Prophezeihung in den Mund kam: wir würden nach und nach noch schlimmer daran sein, als die wildesten Völker, wenn unsre Sitten durch die Beispiele solcher Mütter immer mehr und mehr vergiftet werden.

V.

Wenn ich nun, was in die Rubrik des belobten Mittelstandes gehört,

hört, und was ich bereits darüber gesagt habe, zusammenziehe, um das Resultat herauszuheben, so läßt sich mit gutem Grunde so viel behaupten: Unsre Bürger haben sich von den Wegen ihres einfachen Wandels durch modische Albernheiten abführen lassen. Sie sind Affen der Großen geworden, haben sich eine Menge sonst nicht gekannter Bedürfnisse auf den Nakken geladen, die sie kaum, oder gar nicht, und immer mit erwiesenem Nachtheil auf ihrer Seite befriedigen können, und wodurch sie endlich dahin kommen müssen, ihres Lebens nicht froh sein zu können. —

Wenn hier die meisten, welche dieses angeht, an ihr Herz gefühlt, und mir aus offner Seele eingestanden haben, daß ich recht hätte, so soll es meine Pflicht sein, an gehörigem Orte so viel von den Mitteln, wodurch

die schiefgelenkte Sache eine gradere Wendung bekommen könnte, anzuzeigen, als sich deren für diesmal können angeben lassen. Hätt' ich den lieben Willen, ein schönes Lustschloß ins Land der Feen zu bauen, so würd' es mir an hundert solchen Mitteln kaum fehlen. Allein da ich nur zu sehr habe einsehen lernen, daß ein idealischer Projektant ein ärgerlicher Tröster sein muß, so werd' ich, und will ich stets in dieser wirklichen und wahren Welt irren und wandeln, und sonach hier und nie vergessen, daß man es jederzeit mit Menschen zu thun habe, die zu sehr ihren eignen Kopf hätten, um sich durch Zauberstäbe a la Diogenes umbilden lassen zu wollen.

VI.

Weil in der Natur alles Schritt vor Schritt, und nichts sprungweise

 geht,

geht, so hab' ich auch so im Vorbeigehn die Mittelklasse von den allerlei Menschen mitnehmen wollen, die da in dikken Reihen an dem Wege stehen, der zwischen dem Lande des Bürgers, und dem des Edelmanns liegt. Und wenn ich anders recht beobachtet habe, so sieht es hier am fürchterlichsten aus.

Durch einmal festgesezte und angenommene Maßregeln ist diesem Stande (vom Rath bis zum Kanzellisten) eingeräumt worden, nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in denen man steht, sich dem Adel mehr oder weniger zu nähern. Aber welche andre Folgen kann dieses haben, als die Nothwendigkeit auf die Seite dieser zu legen, damit sie sich bestmöglichst des Postens, auf dem sie stehen, würdig zu machen suchen; das heißt: damit sie ihres Aufwandes so viel machen, um der hohen

Gnade würdig zu sein, Eintritt und Umgang bei Adelichen zu haben. Aber diese Privilegien, diese Gnaden, was fordern sie nicht? und wie muß einer fast Leib und Seele drauf opfern, um nur halbweg dem Ton beizustimmen; und wehe ihm, wenn seine Kräfte nicht so weit reichen wollten!

Du, der du immer bist, kannst du aus Unvermögen all das Wohlstands- und Modewesen nicht mittreiben; hast du mittelmäßige, simple Kleidung, glänzt dein Zimmer nicht von Ueberfluß und Kostbarkeiten; vermagst du nicht räuberische Modespiele zu dauern, alle öffentliche Lustbarkeiten, Tänze, Schauspiele auszuhalten; gehts in deinen Schmausereien, Gesellschaften, Spatzierfahrten nicht vollauf, daß sich die vollen Becher durchkreuzen, die Tafel unterm Gefräß keucht, deine Gäste sich auf

Wochenlang sattessen — kannst du das alles nicht — wer bist du dann in der Welt, bei den Leuten? was giltst du? — Gar nichts. Man wird deiner spotten! Man wird, hättest du Verstand und Talent für einen Minister, dich in den Winkel schieben, verächtlich bei dir vorübertreten, deine demüthigen Komplimente mit einem halben Kopfnikken erwiedern, schief nach dir hinblikken, die Achsel zukken, und — den armen Schlukker, der du bist — mitleidig bedauern.

Vermuthlich soll in diesem Bilde ein jeder aus besagten Stände etwas für oder von sich finden. Ich geh' noch weiter und berühre manche einzelne Fälle. Laßt mich einen jungen Mann betrachten, der irgend auf eine Weise eine Bedienung, ein Amt erhält; welche Sorgen übernimmt er auch zugleich statt der Mitgift? —

Schon

Schon der Gedanke, daß er nun aus seiner unwirksamen Sphäre herausgehoben, und Diener des Regenten, des Staats geworden ist, wird so über ihn herfallen, daß er kaum zum Entschluß kommen kann, wo er mit seinen ökonomischen Sorgen zuerst anfangen soll. Da ers nun mit einer Menge andrer, die auch am Drat des Modewesens gezogen werden, zu thun hat, so fordert es die Politik, oder wie man es auch anders nennen könnte, die Standespflicht, sich in allem, vom Kopf bis zu den Füßen, so aufzuführen, wie es nur immer Gewohnheit und Vorurtheil fordern kann. Kleidung, Wohnung, und eine Menge zufälliger gesellschaftlicher Ausgaben müssen izt einen Grad ersteigen, der fast immer über die Gränze des bestimmten Einkommens hinausgeht. Der junge Mann muß nolens volens seine Zuflucht, wenigstens

stens anfänglich, zum Schuldenmachen nehmen, oder was eben so viel heißt: er muß einem wuchernden Hebräer zinsbar werden. Und so bald er so weit ist, mag ihm ein jeder Glük wünschen, damit er im Stande sein möchte, sich recht bald aus dem mühseligen Labirinth seiner Schulden herauszuhelfen.

Kömmt ihm nun endlich gar der Gedanke, daß er auf Heurathen ausgehen will, so dürfen wir ihm sämtlich unser herzliches Mitleid mit auf den Weg geben. Welcher Vater wird ihm so leicht seine Tochter geben, sollte sich sein Gehalt nicht wenigstens auf 1000 Gulden belaufen? Und im Grunde läßt sich so was nicht verdenken. Ist nicht in diesen Tagen eine Frau so eine theure Meubel geworden, daß einem jeden Biedermann alle Heurathsgedanken auf der Stelle vergehen könnten, wenn er nebst

Mode-

Modewesen, Putz, Galanterie u. d. gl. sich noch den nöthigen Ueberschlag von Vermehrung seiner Familie macht? In der That, 600 Gulden sind eine sehr mäßige Summe für eine Frau, die gestrenger- oder gar gnädigermassen auf moderechten Füßen stehen soll, um ihrem lieben Gemahl bei der großen Welt keine Unehre zu machen. Da giebts ja, Gott weiß, welche Ausgaben, die so unumgänglich nothwendig geglaubt werden, daß der gute Eheherr oft genug an seinen Fingern nagen möchte, um der lieben Hälfte die Kosten auf eine neue Pariserhaube, neue Ohrringe, Spitzen, und Bänder, und Spielgeld, und Kaffee, und Schokolade, und des Teufels seine Historien weiter zu verschaffen.

Von allem dem überflüssigen Plunder aber nun abstrahirt; erwogen, meine Freunde, ob nicht eben so gut der-

dergleichen entbährliche Nothwendigkeiten entbährlich bleiben könnten, ob nicht dauerhafte Ruhe und Glükseligkeit in allen Ehen herrschen könnte und würde, wenn sich die galante Welt die Mühe nehmen wollte, so viel Vernunft zu haben, um zu begreifen: daß ja ganze Schränke voll Kleider und Kostbarkeiten, und das allgemeine Bewundern eitler Narren und Närrinnen über Putz und Pracht keinen Dreier werth ist, im Vergleich mit häuslicher Zufriedenheit, Gnügsamkeit, vernünftiger Sparsamkeit, und derjenigen ruhigen und einfachen Einschränkung, wodurch innerer Friede, und diejenige Stille und sorgenlose Freude erzeugt wird, welche die Würze des wahren Lebens ist. — Alles dieses erwogen, wie kann es fast noch möglich sein, daß man nicht Fesseln abwirft, in welche uns Vorurtheil und alberne

Eitel=

Eitelkeit schmiedete, und dafür lieber die besseren und sicheren Wege sucht, um das liebe Ländchen menschlicher Glükseligkeit zu finden! —

VII.

Mit einer Wehmuth, die ich nicht bemeistern kann, werd' ich bewegt, hier noch einige Blikke auf unsre jugendliche Welt insbesondere zu werfen. Ich will mich nicht widerholen, aber auch so viel sagen, als gesagt zu werden nöthig sein kann.

O des traurigen Anbliks, wenn wir so unsre Jünglinge in ihren heutigen Umständen und Modepflichten betrachten! Wir klagens uns mit dem bitteren Tone strafender Orbile, daß unsre Jugend so tief bergab gefallen sei, daß es darinn von Gekken und Schwindköpfen wimmle. Aber erwägen wir auch sattsam die Quelle die-

dieses Unwesens? Kennen wir sie die widersinigen Forderungen der heutigen Welt an ihre Jünglinge? Nicht nur die vielen Gelegenheiten des Müßigganges, der Verschwendung, der Ausschweifung sind es, wodurch diese Jünglinge ihrem Verderben hingeopfert werden. Eben so, und vielleicht noch mehr ists der herrschende Geschmak, die leichte Modephilosophie unsrer Alten, die es dem Jünglinge zur Pflicht macht, sich zu puzen, zu schmükken — kurz: ein Weib zu sein.

Wer wirft sich so weit weg, einem jungen Menschen wohl zu begegnen, ihn zu schäzen, sich für sein Schiksal zu interessiren, wenn sein Kopf nicht von Puder dampft, und Gold und Seide seinen Körper dekt? Er komme, der biedere, der männliche deutsche Jüngling mit der Bescheidenheit, und dem ruhigen Ernst

eines

eines jungen Sokrates, Redlichkeit und reines Gefühl im Herzen, Klarheit und gereinigtes Licht im Kopfe — er trete auf in seiner einfachen Tracht — und man giebt sich kaum die Mühe, ihn zu bemerken. Er mag stehen, an seinem edlen Selbstgefühl, an seinem stillen, unerkannten Verdienst nagen, und erhungern. Der bunte eitle Gek, der vor ihm hinflattert, der gnädigen Frau mit tausend Devotionen und Süßigkeiten die Hände küßt, dem gnädigen Mäzen sich mit taktmäßigem Tänzeranstand präsentirt, mit einer artigen Unverschämtheit oberflächliche Kenntnisse, und einen bunt durcheinandergeworfenen Kram von Halbgelehrsamkeit herschwadronirt, und vor allen durch die siegende Kraft eines gutgeschnittnen feinen Roks, seidner Strümpfe, und wohlfrisirten Schädels zu überreden weiß, gilt für einen geschikten, weltklugen Mann,

 darf

darf ungehindert in Gesellschaften mitsprechen, wohl gar den Ton angeben, und bei nächster Apertur darf er sich gar Rechnung auf eine ansehnliche Stelle machen, denn bei Hofe ist er schon bestens rekommandirt.

Aber woher dann der belebende Trieb nach eigner, innerer Vollkommenheit? Wer will und kann sich so hassen, um seine schönsten Lebenstage einer anhaltenden Aemsigkeit zu widmen, seine besten Kräfte durch die Dürre skolastischer Sentenzen auftroknen zu lassen, wenn er alles dessen keinen Endzwek, keine hoffnungsvolle Aussicht vor sich hat? Wenn er überzeugt sein muß, daß er hinten nach wird stehen sollen, weil ihm die Kraft von Silber und Gold, gestikten und bordirten Kleidern nicht beiwohnt? Wenn er zehn andre durch solche Mittel emporsteigen sieht, und er immer und immer zurükbleibt? —

O ihr

O ihr Wächter der Staaten! ihr könnt nicht gleichgültig sein, wenn ihr diese traurigen Umstände des Jugendalters erwägt; wenn ihr bemerkt, daß das Wohl späterer Zeiten auf den Vorzügen eines artigen Rokschnitts beruht, und die Männer der Weisheit diese sein werden, welche in ihren jungen Jahren schöne und reiche Kleider trugen! —

Da ich den Schaden dieser Aufführung von dieser Seite betrachtet habe, so darf ich auch jene nicht vergessen, die den Jüngling unmittelbar selbst verdirbt. Wenn es nun also einmal für allemal herrschende Sitte geworden ist, in der Jugend solch einen kostbaren Aufwand zu machen; wie wird der Jüngling endlich in seinen spätern Jahren bestehen, wenn er nun an der Stuffe seiner Befördederung auf die Verschwendung seiner vorigen Tage zurüksieht, und nun sei-

nen leeren Beutel in den Händen hält; wenn er seinen Vater so weit gebracht hat, daß es über dessen Kräfte geht, ihn ferner zu unterstützen: und ists einem Vater etwa ein Spas, einen oder mehrere Söhne 10, oder 12 Jahre, durch alle die kostvollen Wege der Studien, und der damit verbundnen Galanterie zu führen, ohne auf seiner Seite irgend einen gleichzeitigen Ertrag zu gewinnen? Muß es nicht andre Geschwister zu bittern und gerechten Klagen reizen, wenn der bequeme Bruder auf der Akademie in einem Jahre mehr verbringt, als zwei andre im väterlichen Hause vielleicht durch mehrere Jahre? Und muß es endlich nicht dem rechtschaffenen Vater eine Wunde in die Seele schneiden, wenn er, mit gewisser Ueberzeugung des zu stiftenden Verderbens, doch den heutigen Konventionen, dem regierenden Ton zu Liebe, die Verschwendung sei-

seines Sohnes begünstigen, dazu Vorschub thun muß, um wenigstens die Hofnung zu haben, er werde durch solche Mittel diesen Sohn so weit vorwärts arbeiten, um doch zur Zeit einmal der Mühe und des Verdrusses überhoben zu sein, einen verdorbenen gelehrten Müßiggänger auf alle seine Lebenstage mit dem übrigen Mastvieh für nichts und wieder nichts zu Tode zu füttern. —

VIII.

Wenn wir diese paar Betrachtungen zusammennehmen, und jeder für sich, und aus dem Cirkel seiner Erfahrungen noch die seinigen hinzugiebt, so werden wir endlich ganz natürlich das Resultat herausfinden: daß es auch der sogenannten Mittelklasse der Menschen, welche einen so großen Theil des Staats ausmachen, nach

Maßgabe unmöglich geworden ist, alles das zu leisten, was heutige Sitte und Gewohnheit fordert; oder im andern Falle, wenn sie ja alle ihre Kräfte daransetzen, um das zu leisten, eine dauerhafte und ungekränkte Glükseligkeit zu geniessen. Ferner liegts am Tage, daß der Hauptgrund dieses unvermeidlichen Misvergnügens darinn liegt, daß man sichs zu ämsig und unbehutsam zur Pflicht aufgebürdet hat, in seinem Etikett- und Wohlstandsgepränge, und fast überhaupt in allem seinem Thun und Lassen, die Großen nachzuäffen. Diese unselige Nachahmungssucht ist die Giftquelle für so viele Tausende, die sonst in stiller und genügsamer Eingeschränktheit ihren Weg dahinwandeln, und dann im Stande sein würden, ihr eignes, und das dauerhafte Wohl ihrer Familien zu befördern.

IX.

IX.

Um in meiner angefangenen Schilderung nur halbweg vollkommen zu sein, muß ich mich nothwendig noch beim Adel verweilen. Mit einigen Strichen will ich nur ein Gemälde zeichnen, das vielleicht jeder nach seiner Idee und seinen Erfahrungen mit mehreren und treffenderen Zügen bereichern mag.

Ich kann mich nicht enthalten, es laut zu sagen, daß der Zustand und das Verhältniß, in welches heut zu Tage der meiste Adel gesezt ist, für jeden Menschenfreund etwas betrübendes, etwas niederschlagendes haben muß; und dieses aus zweierlei Ursachen: einmal in Hinsicht auf eigne Unzufriedenheit und Sorge; das anderemal in Ansehung der Armuth, und des Nährstandes. Ich will beides oberflächlich auseinander setzen.

Sollt' ich so gar irrige Bemerkungen gemacht haben, und sollt' ich in der Darstellung der Gesinnungen so ganz unglüklich sein, wenn ich es wagte, folgende Züge für wahre und karakteristische zu geben! — Man denke sich einmal in den Cirkel unsers Groß- und Kleinadels hinein, und man wird vielleicht einen um den andern sagen hören:

Ja, ich wollte gern mit einfacher, gesunder und nahrhafter Speise, mit ächter, deutscher Hausmannskost zufrieden sein; ich würde mich unstreitig, und auf die Versicherung aller vernünftigen Aerzte um sehr vieles besser dabei befinden, als bei der delikaten französirenden Giftmischerei meiner Köche und Pastetenbekker, die mir die Tafel immer mit 12 und 20 und mehr Speisen (an große Tafeln darf ich gar nicht denken, wo es oft mit 60 noch nicht gethan ist) vollpakken;

ich

ich spür' auch wirklich das Zehrende, das Ueberflüssige all dieses Gekochs; mein Kassier fühlt es auch nur gar zu gut, wie weh mir bei dem Wesen geschieht — aber die Mode, der Wohlstand und mein Stand, die forderns unumgänglich; was würden die Leute sagen! —

Am liebsten trüg ich ein Kleid von dauerhaftem Tuch, simpel und ordentlich; aber mein Stand! — Da muß Seide, Gold und Silber darauf geblecht den Herren machen; statt zwei, drei, vier müssen dreißig in der Garderobe hängen. Einfältig ist das Zeug; aber wie gesagt, mein Stand — und was würden die Leute sagen! —

Ich könnte mich vielleicht recht gut mit einem oder zwei Bedienten behelfen, und wäre gewiß besser bedient, als izt — aber mein Stand wills, 6 Bediente, Kutscher, Postilion, Laufer, Heidukken.

Ich bin kein Freund von Schauspielen, versteh nichts darinn — aber dem Ton zu lieb muß ich mich in die Loge setzen, brav zahlen, gähnen, um dann in Gesellschaft mit zu loben oder zu schimpfen.

Ich bin am liebsten zu Hause, bei einem guten Freunde, bei einem Buche allenfalls. — Aber heut ist Gesellschaft dort und dort, morgen dort. Ich weiß, es kommt Volk hin, das ich anspeien möchte, Freunde und Feinde von mir! Aber was kann ich thun! Der Wohlstand wills; ich muß hin, muß mich allen freundlichst zu Gnaden empfehlen, mich mit den Kerls an den Tisch setzen, spielen, und in allem als den heiligsten Freund anstellen.

Ich bin heut nicht hungrig, hab nicht den geringsten Appetit zum Essen. Aber der Graf N. giebt heut großes Dinee! Es wär wider alle Lebensart, wenn ichs ihm so rundweg abschlüge,

er

Er würd' es mir sehr übel nehmen, und die ganze Gesellschaft, die bei ihm sein wird. Ich muß mich an Tisch setzen, und um nicht Aufsehen zu machen, um nicht für einen Kostverächter, Spasverderber, Grillenhekker, ungesellschaftlichen Kopf zu gelten, muß ich kräftig darauf los essen, und troz der Resistenz des Magens in mich stopfen, muß die vielerlei Weine kosten — und um den Spas nicht ganz zu verderben, muß ich mit dem Baron M. der just auf mich geloofet hat, um die Wette trinken. — Ich weiß, daß ich einige Wochen krank sein werde! Aber lieber Gott! der Wohlstand. —

An einem oder zwei' Wägen hätt' ich genug. Aber die Mode ist izt, wenigstens 6 zu haben, und nach neuester Art. Sie stehen im Hofe, ich brauch sie nicht. Es wär ja eine fatale Prostitution, wenn mich die Dames fragten: Ob ich diese und diese neue Fa-

con —

con — und ich nicht ja sagen könnte, und sie im nöthigen Fall produciren zu lassen, und so von den schönen Gesichtern sagen zu hören: Ei, recht hübsch! wer hats gemacht? recht allerliebst! muß sich scharmant drinn fahren! —

Meine Läufer und Haidukken, und all die überflüssigen Müßiggänger im Hause, die mirs Brod auffressen, und in meinen Borten und Tressen sich wer weiß wie groß dünken — ich möchte das Volk fortpeitschen, wenn ichs anseh. — Aber der Wohlstand — und was würden die Leute sagen!

X.

Aber ich merke, daß ich wohl endlich gar den Lustigmacher spielen würde, wenn ich diese angefangenen Schilderungen weiter fortsezte. Und da ich ferner gewiß niemand beleidigen will,

am

am wenigsten durch unzeitigen Witz, so bleib' ich in meinem vorigen Tone, und rede ins allgemeine.

Wahr ist es denn leider, und ich darf mich auf die gesunden Augen aller Beobachter im menschlichen Leben beruffen, daß unsere Vornehmen, unsre Großen, ihres Reichthums, ihres Standes ungeachtet, nur sehr selten eines ruhigen und sorgenlosen Lebens genießen. Und könnten sie es denn nicht genießen, sie, die es dem Himmel stündlich danken sollen, daß er sie in Umstände sezte, in denen sie, mit vernünftiger Moderation ihres Thuns und Lassens, wenn nicht gegen alle, doch gegen die meisten Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens gesichert sein könnten.

Es ist allerdings etwas sehr leichtes, darinn Philosoph zu sein, wenn man sich nach den heutigen Verhältnissen und Bedürfnissen dieses Standes

des vor demselben kreuziget, und mit dieser philosophischen Gelassenheit die halbweg kummerlose Hütte des Landmanns den traurigen Pallästen unsrer Crösusse vorzieht. Aber tritt dann näher, du Rotte mit Kragen und Bärten. Kommt ihr alle Philosophen, wie ihr immer heißt, und seht den an, der in diesem Stande weise und vernünftig lebt, der sich keiner heillosen Verschwendung preisgiebt, sondern in ungestörter und reiner Freude das Seinige genießt, und sagt mir dann, ob ihr nicht euern Mantel gern umtauschen wolltet, wenn euch das Schiksal zu metamorphosiren Lust hätte? —

Schon da geht einem das Herz auf, wenn man sich in die Tage unsrer deutschen Väter, in die Zeiten der edlen deutschen Ritterschaft hineindenkt. Wie ungleich mehr wahre Menschheit finden wir nicht da? Gern

zu=

zugegeben, daß ein gewisser von uns sogenannter Geist der Barbarei an der Seite jener edlen, eingeschränkten Simplicität des häuslichen und ganzen sittlichen Lebens mitherrschte, so ists doch immer ausgemacht, daß ungleich mehr Ruhe, Zufriedenheit und Sorglosigkeit in den Häusern jener Großen zu finden war, als heut zu Tage. Man danke es dem guten Schikfsal, daß unsre Sitten gebildeter, unsre Denkungsart aufgeklärter ist, als in jenen Zeiten; aber fallen dann nicht auch doppelte Vorwürfe auf diese unsre Zeiten, wenn uns alle diese Sittenverfeinerung, alle Aufklärung nur dazu hilft, uns in einen Wirbel sebst gewählter Nothwendigkeiten und Bedürfnisse hineinzuziehen? Wenn wir nur darum Künste und Wissenschaften zu unserm angelegneren Geschäft machten, um uns dadurch auf die gefährlichen Wege der Ueppigkeit, der

Weich-

Weichlichkeit, der Wollust führen zu lassen? —

Rousseau klagte über dieses Verderben, und man lachte oder knirschte über ihn. Ich klage auch, und was wird mir widerfahren? — Aber so gewiß ist es, daß alle unsre Künste und Wissenschaften, nebst den mancherlei, aber vielleicht sehr sparsamen Vortheilen, die durch sie dem gemeinschaftlichen Wohl zugewachsen sind, auch auf der andern Seite, ich will nicht behaupten, durch sich selbst, aber durch ihren unvermeidlichen Misbrauch und Ueberschwung ungleich mehr Unheil in unsern Sitten, in unsrer Oekonomie angerichtet haben. Wem danken es viele unsrer Großen, deren Vorfahren reich und sorgenfrei lebten, daß sie heut zu Tage in dem nämlichen Besiz jener Güter, in den Händen gewissenloser Wucherer liegen, und ihre Familien um sich her verderben

ben sehen? — Wem dankt es beinahe unsre ganze galante Welt, daß sie ihres Aufwandes wegen fast stets in Geld- und Schuldensorgen leben muß? — Woher die allgemeine Klage über Mangel und Geld? — Woher unsre Ränke, unsre feinen Betrügereien, unsre Lügen, unsre Gewissenlosigkeit, unsre Eidbrüchigkeit, und wohin die alte deutsche Treue des heiligen Handschlags? — Woher all das verfeinerte Gefühl, an dem sich unsre Mädchen und Jünglinge die Schwindsucht an den Hals empfindeln? — Wem danken wir all das Modeschreiben, das schöne Gift in den Säftchen dichtrischer Süssigkeiten? — Woher unsere Wertherfieber, unsre verliebten Morde nach Gefühl und Grundsätzen? Woher unsre Modereligion, unsre Starkgeisterei, unser dummes Gesprudel über alles, was sonst heilig und ehrwürdig war? — Woher

her unsre Weisen, unsre Prediger der Tugend, unsre Sittenrichter, die in ihrem Wandel, in ihren Werken Heuchler und Schurken sind? — Woher fast das allgemeine Heucheln und Maskenwerk von unserm Haufen, der mit Büchern kramt?

XI.

Wann würde ich fertig werden, wenn ich das Unheil unsrer Zeiten, das Verderben und das selbst eingesogne Gift unsrer Sitten schildern wollte! Wie tief würde ich in der Thorheit des menschlichen Herzens, in der bedauernswürdigsten Eitelkeit der vornehmen Welt, in dem lächerlichsten Stolze falscher Verdienste herumsuchen müssen, um die wahre Quelle dieses Verderbens zu entdekken? Wie haben wir doch so unglüklich uns von den seligen Wegen der einfachen Natur

ab=

áblenken lassen, und wie hat uns ein gefährlicher Schwindel von eingebildeter Größe in die Labirinthe der Sorgen, und der überlästigsten Bedürfnisse hineingejagt!

Aber ich wende mich von diese Seite weg. Ich fühle meine Thorheit, daß ich hier ganze Blätter vollschreiben wollte, und schon einig schrieb, um unsern Reichen, unsern Vornehmen Mäßigkeit, und Menschenliebe zu predigen. Tritt du an jenen Felsen hin, guter Freund, nimm eine Nadel, und pikke so lange darein, bis du eine Höhle für dich ausgehauen hast — so lange wird der Menschenfreund reden und schreiben, ehe er die Großen und die Reichen zu wahren Menschen machen wird — das heißt: bis die Erde nicht mehr Erde sein wird —

Blutige Thränen hab' ich schon oft über dich geweint, deutsches Vaterland! du, o armes, von deinen Kindern verhöhntes, mißhandeltes Vaterland! mehr als deine Mutterliebe, mehr als die treflichen Beispiele deiner besseren Söhne aus den Tagen des glüklichen Alterthums, mehr als deine Mäßigkeit, deine Treue, dein erhabner Tugendstolz, mehr als dies alles reizte deine späteren Kinder die Falschheit, die Wuth der Ausschweifung der Fremden. Ihre Pracht, ihre Wollust, ihr Gift war ihnen lieber, als alte deutsche Tugend. Die Ersten des Volks jagten zuerst nach diesen betrügerischen Gaben, und das betrogne Volk lief mit in dem rasenden Wirbel, und sammlete Schande und Verderben zum Erbtheil seiner Enkel.

Woll-

Wollten unsre Großen mit Ernst für ihr wahres Glük, für den wahren Genuß ihres Lebens eifern, wie leicht wär ihre Mühe! wie einladend winken ihnen, selbst in diesen Zeiten der Schwelgerei, so manche trefliche Beispiele zur freundlichen Nachahmung! Es fehlt uns nicht an erhabnen Mustern der Mäßigkeit, und einer vernünftigen Sparsamkeit. Wären unsre Leidenschaften, unsre Gewohnheiten nur nicht schon so sehr eingewurzelt, so hätten wir gewiß schon längst Bekehrungen erfahren müssen, die uns staunen gemacht hätten.

Soll ich ein allbekanntes Muster dieser liebenswürdigen vernünftigen Mäßigkeit aufstellen, ein Muster, welches ohnehin so nahe steht, daß alle diejenigen mit Schamröthe das fühlen müssen, wenn man über die vernachlässigte Nachahmung desselben, sie ei-

ner höchst unrühmlichen Trägheit, oder eines unüberwindlichen Hanges zur Ueppigkeit und Verschwendung zu beschuldigen genöthiget wird! — Dieses Muster ist Joseph, ist der Deutschen Kaiser.

Nicht ich, nicht der patriotisch denkenden Deutschen einer, müsse dem deutschen Volke Vorwürfe, verdiente und bittre Vowürfe über diese Trägheit, über diesen ihren Hang zur Ueppigkeit machen! Nicht er müsse, gereizt von seinem edlen Stolze auf seinen großen, in jedem Betracht, und besonders in seiner Mäßigkeit großen Kaiser, sein Volk strafen, nicht den Vornehmen und Reichen ihre Verschwendungsthorheiten mit den treffendsten Farben vormalen! — Aber der Fremde, der vielleicht vom Dnieper oder der Themse herkömmt, der deine Pracht, deine nachgeäfte kostbare Galanterie, betrognes Deutschland, sieht,

fieht, und dann auch deinen Kaiser sieht, der müsse verachtend auf dich niederblikken, und den bittersten aller Vorwürfe dir machen: **du seiest deines Kaisers nicht werth!**

Haben sich denn unsre Großen, unsre Vornehmen, die Mühe noch nicht nehmen wollen, ihre Thorheit zu fühlen, wenn sie ihre Größe und ihren Stolz in ihrer theuren Pracht, in ihrem schwelgerischen Aufwande suchen? — Giebt es wohl zwischen Himmel und Erde etwas armseligeres und kleineres, als solch einen Stolz? — Und ist dem Mann von Vernunft etwas unglaublicheres, als daß es Leute geben könne, die so aller wahren Menschenwürde vergessen, so an Nichtswürdigkeiten gefesselt, so von einer verachtungswerthen Eitelkeit geblendet, ihr Ansehen mit Hintansetzung aller persönlichen Verdienste, blos von ihrer Equipage,

ihren Kostbarkeiten, ihren Pferden, ihren Hunden, und ihren Titeln herholen können?

Es ist ohnehin eine der alltäglichsten Bemerkungen, daß die meisten Titel schlechterdings nichts als Pasquille auf ihre unwürdige und unfähige Besitzer sind. Aber demungeachtet ist die Wuth der Verblendung so groß, daß man nur immer seinen irrigen Weg fortrollt, daß man sich mit albernen Ehrenbezeugungen überhäufen läßt, daß man sich Lobredner erkauft, welche so lange lärmen und loben müssen, als man gute Tafeln geben kann, als man schöne Equipage unterhält, als man ein Verschwender nach der herrschenden Mode ist. —

XII.

Zu diesen Betrachtungen kömmt noch jene hinzu, zu deren Entwiklung ich

ich mich weiter oben schon anheischig gemacht habe; ich meine den erwiesenen Schaden, welcher durch die übertriebene Pracht und Schwelgerei der Grossen auf den Nahrungsstand, auf den Handwerker zurükfällt.

So sehr darf ich mich eben nicht einer politischen Ignoranz beschuldigen lassen, als wüßte ich nicht, daß von einer Seite der Nahrungsstand selbst sein Glük und seine Unterstüzung im Luxus suchen mag. Ich weiß, wie so mancher Handwerker, so mancher Künstler, der nach seinem körperlichen Beruf nichts als ein Diener der **Ueppigkeit und Wollust** ist, arbeitlos umkommen müßte, wenn unsre galante Welt ihrer Thorheiten weniger hätte. Ich weiß es, wie so mancher bürgerliche oder unbürgerliche Gauner zum wohlverdienten Lohn seiner sinnreichen Erfindungen für die Aufnahme und den glüklichen Fort-

wuchs des Luxus, betteln würde, wenn es nicht so eine Menge Narren in unsern Hauptstädten gäbe, welche sich muthwillig zu Sklaven eines jeden Taugenichts machen lassen, der sie mit einer neuen lächerlichen Mode prellt. Ich weiß es, daß so manche Marchande de modes, so manche Dienerinn der Venus und der Grazien zur kümmerlichen Stillung ihres Hungers am Spinnrokken sitzen würde, wenn unsre schönen Damen nicht so gefällig wären, ihre Köpfe, und ihre Schönheit unter die künstlichen Hände einer solchen Modemutter zu erniedrigen. Ich weiß es, daß so mancher Kaufmann es würde bleiben lassen müssen, jedes Jahr so und so viele Tausende auf die Seite zu sparen, wenn die Welt nicht hartnäkkiger Weise betrogen sein wollte, wenn man ihm seine deutsche Waaren nicht für ächte ausländische abkaufte, und wenn die Eifersucht der Putz- und Pracht-

Prachtnarren, zu seinem Vortheil, nicht von Tag zu Tage immer mehrere schwache und kindische Köpfe toll und schwindlicht machte. Ja und einmal für allemal weiß ich, daß so mancher, der izt ganz gravitätisch in seiner Karosse daherfährt, schon längst wieder mit seinen 20 oder 30 Gulden, mit denen er nach Wien kam, auch wieder fortgegangen sein würde, wenn nicht Luxus, Modekonventionen, und was von allem diesem der kurze und eigentliche Name ist — Narrheit so viele Bedürfnisse erfunden, so viele entbehrliche Dinge nothwendig gemacht, und, alles mit eins zu sagen, die Leute, welche sich so gern betrügen lassen, so an allen Orten und Enden aufs fühlbarste betrogen hätte, daß sie sich endlich mit allen ihren Gütern und Leidenschaften als einen Raub jedes Gauners betrachten müssen, der es in der Kunst des

Prel-

Prellens nur einigermaßen weit gebracht hat.

Dieses alles wüßte ich von einer Seite so ziemlich. Aber nun weiß ich auch von einer andern, daß eben dieser Luxus so manchen ehrlichen Bürger, bei allen seinen noch so gehäuften Arbeiten, schlechterdings verdirbt. — Wem diese Behauptung zu auffallend sein könnte, der nehme sich die kleine Mühe, mit mir auf einige Erfahrungen auszugehen, welche über diesen Punkt sehr helles Licht geben können.

Ein Schwelger von Profession hat da immer alle Hände voll, wo es auf Befriedigung seiner Wollust, und seiner galanten Leidenschaften ankömmt. Aber für den Schneider, für den Schuhmacher, für den Tischler, für den Riemer, und für die meisten andern ehrlichen Handwerksleute, welche ihm die eigentlichen nothwendigen

gen

gen Bedürfnisse ins Haus schaffen müssen, für diese ist fast immer die Chatulle leer, und diese müssen sichs gefallen lassen, mit aller möglichen Unverdrossenheit 20 und 30 mal vergeblich um ihren sauer verdienten Liedlohn anzufragen, oder, eigentlicher zu reden — zu betteln.

Wer so manchen dieser Handwerksleute persönlich kennt, wer sie in den Antischambern, oder in der Küche stehen, und sie mit abschlägigen, und weit vertröstenden Bescheiden abspeisen gesehen hat, wem so manches Contobuch, mit allen darinn sorgfältiger bezeichneten Resten von hoher und kleiner Noblesse, mit der Bemerkung so und so vieler Jahre, zu Gesicht gekommen ist; wem so manche, mit selbst eigenhändiger Unterschrift, und beigedrukten hochadelichen Sigil bekräftigte Obligation um die baare Hälfte zum Verkauf angebothen worden ist;

wer

wer so bisweilen in den Cirkeln mancher Bürger und Handwerksleute dabei saß, wenn die bittersten Klagen über diesen und jenen Verschwender ausgestoßen wurden, der schon so manchen ehrlichen Mann bübisch angesezt, und um diese und diese Summe betrogen habe, und wie alle seine Pracht, mit welcher er, seine Bediente und Pferde sich öffentlich sehen lassen, nichts weiter als der unbezahlte Schweiß armer Arbeitsleute sei; wer auch den Spott und das Hohngelächter so manches Reichen angehört hat, der auf diese und jene Karosse mit Fingern hinwies, und den Dabeistehenden zurief: seht, da ist auch einer, der von meinem Gelde prahlt, und der mich durch einen wohlausgesonnenen Bankerutt um so und soviel Tausende geschnellt hat — Wer so was gesehen, so was gehört, solche Erfahrungen gemacht hat, wird es gewiß sehr gern

zu-

zugestehn, daß der Luxus selbst, so sehr er immer auf einer Seite Nahrung und Nutzen verschaffen kann, doch auf der andern vielleicht noch mehr Nachtheil und Verderben stiftet. — Und also auch daher ergiebt sich ein neuer und wichtiger Beweggrund, der sich auf persönliche Ehre und Rechtschaffenheit stüzt, seinen Aufwand so zu mäßigen, damit nicht an ihm der bittre Schweiß, und die Thränen der betrogenen Arbeitsamkeit, wie ein verdammender Fluch, kleben bleiben.

XIII.

Sollte unglüklicher Weise der warnende Genius, welcher mich izt dringend schweigen heißt, da er mir zugleich mit aller Wärme des Gefühls zuruft: daß es doch immer fast nur das Schiksal desjenigen sei, der der vornehmen Welt nüzliche Vorschläge

macht, daß seine Worte so, wie der Saamen auf Felsen und Dörner, auf fühllose Herzen fallen, sollte mein Genius, sag' ich, Wahrheit reden, so würde ich um soviel mehr von einem Gegenstande wegeilen, der mich immer traurig machen muß, und hoffnungsvoller zu jenen Menschen hinübergehen, welche doch guter Eindrükke noch fähig sind, und ihr wahres Wohl inniger beherzigen mögen, da sie ihr nicht so vornehmer Stand, der Menschheit und dem guten Gefühl der menschlichen Natur etwas näher kommen läßt.

Zu euch wende ich mich nun Bürger des Staats! zu euch biedere, rechtschaffene, patriotische Männer, denen das gemeinschaftliche Heil des Staats nicht minder am Herzen liegt, als das Privatwohl eurer Familien. Euch fordre ich auf, meine beigebrachten Gründe, die ich hier zerstreut über

das

das Verderbliche des Luxus vorgelegt habe, bedächtlich zu prüfen! Zu euch rede ich treue und redliche Väter, denen das Wohl ihrer Söhne und Töchter die theureste und zärtlichste Sorge ist! denket mit mir über unsre Welt! beobachtet das widerwärtige Gewühl, in welchem sich die Thoren aller Stände und Klassen rastlos herumtreiben, wie alles so heranstrebt, sein größeres oder minderes Maaß Thorheit auf dem Altare der Mode mitzuzollen! fühlt ihr nicht mit mir, wie unglüklich man sich dadurch selbst macht, und wieweit man sich von dem Wege der wahren Glükseligkeit entfernt?

O möchte doch der feste Entschluß in eurer Seele Wurzel schlagen, fern von diesen Wegen, so fern von dem Schwarme der Thoren, jene Wege zu suchen, auf welchen euch der glükliche Genuß eures Lebens entgegen lächelt:

chelt: mäßig, genügsam, und zufrieden mit sich selbst, und dem, was uns Gott gegeben hat, zu leben!

Der größte Fluch, der über euch liegt, ist die Wuth der Nachahmungssucht, die sich der Herzen eurer Weiber und Töchter bemeistert hat; diese Wuth, welche ganz darauf vergessen macht, was man ist, was uns gezieme, was unsers Standes ist. Durch sie fällt man in jene klägliche Blindheit, welche uns das Verderben des häuslichen Zustandes nicht ehe gewahr werden läßt, als bis man eben am gefährlichsten Abhange gegen den Abgrund zuwankt; diese unselige Blindheit, welche sich zum Spiel aller Leidenschaften machen läßt, alles übersieht, alles duldet, und endlich alles um sich her ruhig zu Grunde gehen läßt.

So lange diese verheerende Wuth, diese Nachahmungssucht die Herzen der kleineren Stände beherrschet; so lange man sich einbilden wird, durch solchen Putz, und solche Pracht, wie sie dieser oder jener unterhält, groß und verdienstvoll zu werden; so lange man sich überreden wird, alle wahre Größe bestehe in nichts bedeutenden Aeußerlichkeiten, so lange ist unser Loos Thorheit, so lange lacht der Vernünftige unsrer, und so lange sind wir die ärgsten Feinde unsrer innern Ruhe und Zufriedenheit.

Nur dieses bildet den vernünftigen und rechtschaffenen Mann, wenn man seine Bedürfnisse nicht über das Verhältniß seines Standes anhäuft, wenn man jenen, fast alltäglichen Gefahren sorgfältig ausweicht, in welchen nur gar zu oft der Kredit, die Ehre und alle Tugend des Bürgers

scheitert; wenn man die seinigen nur immer auf der glüklichen Mittelstraße zurükzuhalten sich bestrebt, auf welcher man seinem häuslichen Verderben immer weiter entgeht, und dagegen um so reichlicher den seligen Frieden seines Hauses gewinnt.



Ein

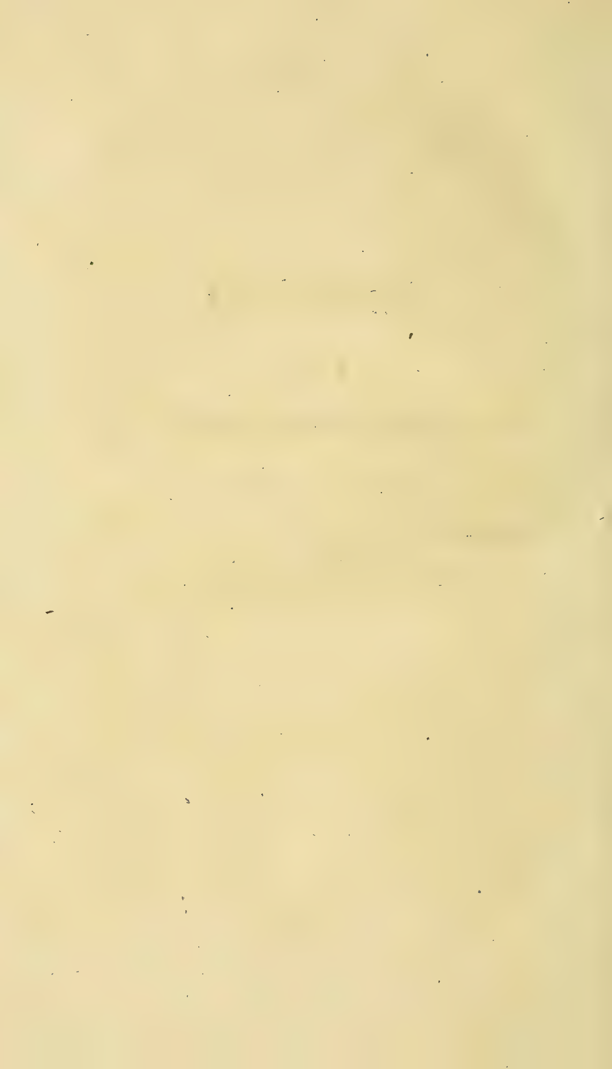
Ein Beitrag

zur

Ueberschwemmungsgeschichte

vom Jahr 1784.

Virtuti Monumentum.



An die
Menschenfreunde in Wien,
zum Beßten
der durch die Ueberschwemmung
bedrängten Armen.

Zu einer Zeit, wo alle gewöhnliche Schauspiele gesperrt sind, giebt die Natur eins der fürchterlichsten und erbarmungswürdigsten, die sie aufzuweisen hat. Sie giebt es nicht vergeblich; sie darf sich rühmen, daß sie so viele Zuschauer hat, als je

ein Schauspiel, das sie, oder sonst jemand gab, haben konnte.

Wenn man zu einem Schauspiel geht, pflegt man sich doch immer zu fragen: Warum giengst du hin? — Ich zweifle nicht, daß meine werthen Mitbürger, so oft sie an die Donau hintreten, und die Schrekken einer so ungewöhnlichen Ueberschwemmung fühlen, sich fragen werden: Warum giengen wir zu diesem Schauspiel?

Doch nicht zum Vergnügen? doch nicht, um uns an dem trostlosen Zustande jener Unglüklichen zu weiden, die mit den Gefahren des Todes, des Hungers, und mit namenlosem Jammer ringen, indessen wir in behaglicher Selbstgefälligkeit uns unsrer Sicherheit freuten, von den Stadtmauern herab die Größe der Gefahr in unthätige Ueberlegung nähmen, oder auf

der

der verderbenden Flut hinführen, ohne das Elend der Leidenden mit gerührten Herzen zu fühlen? —

Dieß gewiß nicht. Ich müßte meine Mitbürger nicht kennen, müßte nicht so manche ähnliche Begebenheit mit angesehen, und ihr Betragen dabei beobachtet haben; ich müßte nicht bei gegenwärtigen traurigem Schauspiel, das wirklich noch trauriger als die ernsthafteste Tragödie ist, so manche Thräne fließen gesehen, so manche gute Seele ihr tief gefühltes Mitleiden klagen gehört, und so manchen heißen Wunsch vernommen haben, den armen Bedrängten Hilfe zu leisten, wenn man könnte, wenn man im Stande wäre, durch seine einzelnen Kräfte für das Allgemeine eine ausgiebige Unterstützung zu leisten.

Hab' ich diese Thränen, dieses Mitleiden und diese Wünsche recht verstan-

standen, so wollte man damit so viel:
Daß ein gemeinschaftlicher Vereini-
gungspunkt bestimmt würde, wo ein
jeder, dem es mit seinen Thränen,
seinem Mitleiden, und seinen Wün-
schen Ernst ist, sein beliebiges und men-
schenfreundliches Scherflein hergeben
könnte, wo sodann durch eine aus sol-
chen Beiträgen erwachsende Summe
im Großen eine verhältnißmäßige Un-
terstützung der bedrängten Armuth von
den wohlthätigen Bürgern Wiens zu
leisten wär.

Dieser Gedanke ist so rührend,
so heilig, daß man, und wenn er
auch hier zu voreilig gewagt sein soll-
te, sich ihm nicht anders als mit der
innigsten Seelenfreude überlassen kann.
Ja es sei gewagt! Man lasse mich den
Dollmetscher aller edlen, guten, er-
barmenden Seelen sein, die in Wien
gewiß so häufig, als irgendwo sonst,

woh-

wohnen; man lasse mich die Sprache dieser Seelen laut führen, und sagen: daß die menschenfreundlichen Bürger Wiens eine Gelegenheit wünschen, ihre Wohlthätigkeit zur Hilfe der durch die Wassergefahr nothleidenden Armen in den Vorstädten, werkthätig an den Tag zu legen.

Zwar weiß ich, und soll im Namen der Menschheit dafür danken, daß schon so viele weise Anstalten gemacht, daß durch große und würdige Menschenfreunde schon sehr viel für die leidende Armuth gethan worden ist. — Aber wie kann wohl bei so allgemeinem Unglük des Guten genug gethan werden? wie wird nicht in so vielen edlen Herzen die Begierde brennen, noch mehr, oder wenigstens auch etwas zu thun?

In

In dieser Zuversicht lege ich hier einen so einfachen als sichern Plan vor, wie eine solche gewünschte Gelegenheit an die Hand gegeben werden kann.

Ich habe eine Kleinigkeit drukken lassen, unter dem Titel: **Der Bettler, für die durch die Wassergefahr verunglükten Armen, an die Herzen aller Menschenfreunde.** Es ist ein kleiner, nicht einmal ganz vollgedrukter, aber so von ganzer Seele gutgemeinter, und mit so vielem warmen Menschenantheil geschriebener halber Bogen, daß ich ihn zu einem solchen Endzwek lieber geschrieben haben will, als das lobgepriesenste Buch. Ich sage sogar, daß dieser halbe Bogen in den Augen der Kenner wenig Werth haben wird, und dieß um so sichrer, weil er blos für fühlende Seelen, und für Menschen jedes Standes

des und Alters geschrieben ist, und weil wohl auch für ein schriftstellerisches Meisterstük nicht Zeit genug übrig war; und was hat auch die Noth mit Meisterstükken gemeinschaftliches?

Dieser halbe Bogen wird bei dem Buchhändler Hartl in der Singerstraße um 20 kr. verkauft. Das aus diesem Verkauf eingehende Almosen für die Armen wird jedesmal, so oft 100 Gulden beisammen sind, an das unter der Aufsicht des Herrn Grafen v. Bouquoi Excellenz stehende Armeninstitut gegen Quittung übergeben.

Zur nöthigen Sicherheit, damit jeder Verdacht einer Unredlichkeit, oder was sonst der Argdenkende vermuthen könnte (weil die Sache auf Schriftstellerei hinaus zu laufen scheint) vermieden werde, wird jedermann,

weß

weß Standes und Karakters, der sein Almosen zu dieser Absicht mittheilen will, gebeten, seinen Namen da, wo er es erlegt, aufzeichnen zu lassen, weil am Ende der Sammlung alle Namen der Wohlthäter nebst der von ihnen dargereichten Almosensumme und den Copien der Quittungen von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen v. Bouquoi abgedrukt, und einem öffentlichen Blatt der Wienerzeitung beigelegt werden sollen, indem es billig ist, daß die Armen, welche die Unterstützung erhalten haben, ihre Wohlthäter kennen, und das Publikum überzeugt werden möge, daß keine Unredlichkeit vorgegangen sei; zu welchem Ende auch die Exemplare mit fortlauffenden Numern bezeichnet werden sollen, damit, wenn jemand etwa seinen Namen nicht bekannt machen wollte, wenigstens die unter dieser oder jener Numer erlegte

te Summe angezeigt werden könne. Hiedurch wird also jeder Verdacht um so eher verschwinden, weil Hr. Hartl, der den Empfang des Almosens besorgt, als ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit bekannt ist. — —

Dieses und nicht mehr hab' ich zu sagen. Wer wirklich den Willen, bei dieser Gelegenheit wohl zu thun hat, kann sich wenigstens nicht beklagen, daß ihm nicht ein leichtes und sicheres Mittel an die Hand gegeben worden wäre.

Nur muß noch Eines nothwendig erinnert werden: Die Bürger Wiens werden überzeugt sein von dem edlen Eifer derjenigen, denen die Mühewaltung für Abwendung der gegenwärtigen Gefahr obliegt; sie werden wissen, daß die Noth nicht so

äu-

äußerst ist, als sie es sein müßte, wenn nicht von allen Seiten die weisesten Vorkehrungen wären getroffen worden. — Aber die gegenwärtige Gefahr allein ist noch nicht die ganze Noth. Nicht allein sind jene unglüklich, die, ehehin Bettler, sich nun ganz verarmt sehen. Auch jene sind es, die, sonst minder arm, durch diese Ueberschwemmung ihres Eigenthums beraubt, in ihren kleinen Gewerbschaften gehemmt, ausser Arbeit gesezt, und eigentlich zu sagen, an den Bettelstab gebracht worden sind. Wir werden nicht ohne Schrekken sehen, daß nach abgewendeter Wassergefahr ganze Familien, und Leute, die sonst die Frucht ihres Fleißes genießen konnten, unsere Thüren belagern, und unsern Beistand anflehen werden — oder vielmehr nur dann werden müssen, wenn wir nicht im Voraus bedacht sind, für sie einen ergiebigen

Noth=

Nothpfennig zu sammlen. — Möchten dieses besonders alle jene beherzigen, die beim lebhaften Gefühl der gegenwärtigen Noth, der **unvermeidlich erfolgenden** vergessen haben! **Und dieser unvermeidlich erfolgenden Noth einigermaßen vorzubeugen, ist eigentlich die Absicht dieses Unternehmens.**

Es ist sonst gewöhnlich, daß bei einem öffentlichen Unternehmen der Unternehmer seinen Namen unterzeichnet. Man erlasse mir aber dießmal einen solchen Gewohnheitszwang. Wer nicht ehehin an der Sache selbst die gute Absicht wahrnehmen kann, wird es auch nicht können, wenn mein Name unterschrieben wäre.

Gott, der die Lilien des Feldes, und die Vögel der Luft mit Speise versieht, gebe seinen Segen zum heilsamen Gedeihen!

Wien den 6. März 1784.



Der

Der Bettler für die durch die Wassergefahr verunglükten Armen, an die Herzen aller Menschenfreunde.

Von

L. A. H.

Der Verf. dieser paar Reime muß, manchen Leuten zu Gefallen, noch einmal erinnern, daß er diese Reime für nichts anders als Reime ansieht, und sie von jedermann dafür angesehen zu werden verlangt. Zeit wär genug vorhanden gewesen, um hier vielleicht etwas Besseres an deren Stelle zu setzen. Aber das Ganze bleibe wie es war, und es sei Beweis, wie wenig der Verf. sich mit gelobten Dichtern zu messen Willens ist.

Ein Bettler, Brüder! kömmt zu euch,
Ein Bettler für die Armen;
Ihr lieben Brüder, groß und reich,
O habt mit ihm Erbarmen!

Dort von der Donau kömmt er her,
Die Augen voll von Thränen.
Er mußte weinen viel und sehr,
Ach! bittre, bittre Thränen.

Denn was er hört', und was er sah,
Das war ein lauter Jammer,
Ein schmerzlich Winseln fern und nah
Aus mancher armen Kammer.

Es weinte Mann und Weib und Kind,
Und rang die dürren Hände,
Und wünschte, ach! geschwind, geschwind
Solch eines Lebens Ende.

Dort

Dort standen Häuser großer Zahl
Tief in des Stromes Mitte,
Zum Umsturz wankend allzumal
Mit jedem schwachen Tritte.

Da schwamm das Bischen Hab und Gut,
So kümmerlich erworben,
Die Frucht von bitterm Schweiß und
Blut —
Fort auf dem Strom — verdorben.

Dort saß der alte kranke Mann
Mit seinen Silberhaaren,
Da brach die wilde Flut heran
Mit ihren Todsgefahren. — —

Dieß sah der Bettler all, und mehr,
Und wollt' das Herz ihm brechen,
Es ward' ihm um die Brust so schwer,
Versagt' ihm alles Sprechen.

Doch sieh, es ward' ihm wieder wohl,
Als Menschenfreunde kamen
Mit Händen Speis und Trankes
voll;
Ha! Menschen groß von Namen!

Die gaben was sie konnten, hin,
Und waren froh des Gebens,
Und hatten einen hohen Sinn
Und schäzten Werth des Lebens. —

Da floh der Bettler eilig fort
Der Menschen viel zu finden,
Die so, wie diese, Gottes Wort
Und sein Gebot verstanden,

Und Menschenliebe übten gern,
Und gern der Armuth gäben,
Daß Gottes Segen nah und fern
Begleit' ihr langes Leben.

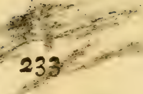
Und sieh, da kömmt er nun zu euch
Der Bettler für die Armen,
Zu euch, ihr Brüder groß und reich,
Und fleht euch um Erbarmen.

O hört ihn an mit Menschensinn,
Laßt euer Herz bewegen;
Und hoffet reichlichen Gewinn
Bei Gott und ew'gen Segen.

Ich habe diese beiden Aufsätze gegenwärtiger Sammlung meiner vermischten Schriften einverleibt, weil sie, des Erfolgs wegen, mir die liebsten unter allen sind, die ich je geschrieben habe, oder noch schreiben werde. Wer Gründe finden könnte, mich darum einer Ruhmredigkeit zu beschuldigen, weil ich mich hier, zwar das

das erste mal, aber ausdrüklich als Verfasser und Unternehmer des ganzen Geschäfts nenne, dem wird es auch nicht an Gründen fehlen, jedem Vater Vorwürfe zu machen, der sich zu seinen Kindern bekennt. Ich nenne mich aber zum Theil auch darum hier öffentlich, weil es viele Leute gegeben hat, die, ich weiß nicht aus Eifersucht oder Neid, es durchaus nicht leiden wollten, daß grade **Ich** den Gedanken dieser Armensammlung gehabt und ausgeführt haben sollte: und so möge es denn ohne allen Anstand diesen zur Nachricht und der Wahrheit zur Steuer gesagt sein: daß wirklich nur Ich, ohne Dazwischenkunft auch nur eines einzigen Menschen, selbst geheimnißvoll gegen meine besten Freunde, das Werk unternommen habe; nur mein Freund, Buchhändler Hartl erfuhr die Sache, weil in seiner Handlung gesammelt wurde.

Der



Der ganze Betrag war die Summe von 4220 fl. $30\frac{1}{2}$ kr. Ich legte hierüber in einer Schrift: **Denkmal des Edelmuths der Bürger Wiens bei der Ueberschwemmung im J. 1784.** rc. dem Publikum Rechnung ab.

Ich weiß nicht, welchem Patrioten oder Unpatrioten ich die Geschäftigkeit zu Danke wissen soll, der diese Schrift nach Berlin ins Tribunal der Bibliothekäre spielte. Es fällt in die Augen, daß der Inhalt unmöglich vor dieses Forum gehören kann; denn es ist nicht ein Wink von Litteratur darinn.

Indessen gab man uns von Seiten dieses Tribunals im 59sten Bande 2. Stük der allg. d. Bibliothek eine Rezension, oder wie das Ding etwa heißen soll, darüber, wovon ich die folgende Stelle als eine Merkwürdigkeit hier anführen muß.

„Ist es nicht zum Erstaunen, daß
„in einer Stadt, wo nach einer neue-
„sten Berechnung (s. d. Luca Staats-
„anzeigen 2ter Heft S. 176.) 254,181
„Einwohner seyn sollen, in einer so
„üppigen Stadt, wo so viel auf
„Schmausen und Pracht gewendet
„wird, die freiwillige Kollekte für
„so offenbar nothleidende Mitbürger
„nur 4220 fl. beträgt. Wie würde
„das Wiener Publikum nicht seufzen,
„wenn es hieße: Stuwer hat im letz-
„ten Monate für seine Feuerwerke
„im Prater nur 4220 fl. eingenom-
„men. Da würde es heißen: Der
„Mann wird nicht unterstützt, er
„wird ruinirt werden. Und ob so
„viele Einwohner ganzer Vorstädte
„durch Ueberschwemmung ruinirt
„worden, daran denken noch so
„viele reiche Wollüstlinge nicht, und
„geben unbesorgt ihr Geld fürs Feuer-
„werk, für Thierhetze, und für die
„Redoute aus.“ Man

Man kann bei aller möglichen Gelindigkeit und Gutmüthigkeit so was doch nicht anders, als wenigstens schamlos nennen. Das war sicher wieder einer von den stentorischen Großhälsen an der Spree, der die Stirne haben durfte, einer ganzen Stadt Menschengefühl abzusprechen. Das Auffallende dieser Insolenz hebt sich vorzüglich dadurch, daß alle Journale deutscher Nation wie von Athem kommen wollen, wenn etwa hie und da ein Menschenfreund in Niederdeutschland einige Thaler Allmosen giebt; am Dessauer Philantropin hat man sich heisch geschrien; die Ephemeriden der Menschheit erzählen wohlthätige Handlungen, wo es um 4 Thaler zu thun ist; mit einem Worte: Man steht Hand in Hand gekettet, nnd reicht sich freundnachbarlich die Posaune, wenn in Sachsen, Brandenburg u. s. w. etwas Gutes geschieht.

schieht. — Aber — weil in Wien, auf ein, ungenannt der Zeitung beigelegtes Blatt, während einem Monat 4220 fl. freiwilliges Allmosen einlief, da muß man von Berlin aus schimpfen, muß auf eine niedrige, fast pasquillirende Art beleidigen, da man sich brüderlich des Guten freuen sollte.

Indessen ist's eine alte Gewohnheit, daß auch viel Böses aus Unwissenheit gethan wird. Hätte der kühne Mann, der hier in quaestione ist, gewußt, daß in Wien bei der Ueberschwemmung im März 1784 mehr denn 50000 fl. unter die Nothleidenden in und um Wien vertheilt wurden, hätte er nur wenigstens die Augen aufgethan, und meine Ankündigung an die Menschenfreunde gelesen, so könnte er doch unmöglich solche beleidigende und unschikliche Ausfälle grade bei dieser Gelegenheit gewagt haben. — Ein

— Ein ehrlicher Mann, der Wahrheit reden will, geht da, wo er im Zweifel ist, fragen. Aber der Mann in Berlin wollte das nicht; ihm war es grade gemüthlich, zu beleidigen, und so beleidigte er.

Das Ganze giebt den auffallendsten Beweis von dem Scheelblik, mit welchem man von der Spree aus nach der Donau hinzusehen gewohnt ist, wie man alles geringfügig behandelt, was nicht auf dortigem Boden wächst. Die Berliner Bibliothek hat uns Beispiele gegeben, daß sie bei den unbedeutendsten anonimen Brochüren keine Mühe versäumte, den ungenannten Verfasser aufzuspüren, und dem Publikum seinen Namen zu nennen. Da aber hier von einem Wiener Schriftsteller die Rede war, so drükte man die Augen zu, und nahm sich sehr wohl in Acht, das L. A. H. auf dem Titel in meinen Namen aufzulösen.

Ich bin der Meinung, so was macht den Berlinern nicht viel Ehre, und ich sage dieses hier mit freiem Muth, obschon ich hoffen darf, daß man nicht ermangeln wird, dieser Freimüthigkeit wegen mich nach angewohnter Sitte zu züchtigen.



PEST,

gedruft mit Lettnerischen Schriften.









the
university of
connecticut
libraries

